

✓ ABHANDLUNGEN
DER
KÖNIGLICH PREUSSISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917
✓ PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

10 10540

Nr. 2

DIE IDEE VON KANTS KRITIK DER REINEN
VERNUNFT

EINE HISTORISCHE UNTERSUCHUNG

VON

BENNO ERDMANN

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

seiner Meinung ist, gerade denjenigen helfen kann, die sich in die Gedankenwelt des größten deutschen Philosophen ernstlich hineinfinden wollen. So habe ich schließlich die Scheu vor einer mosaikartigen Darstellung überwunden und mit Hinweisen nicht gespart. Wo es erläuternd wirkte, habe ich aus gleichen Gründen Kants eigene Formulierungen nachschreiben lassen. Die Sperrdrucke in ihnen sind durch den hier vorliegenden Zusammenhang bestimmt; die eckigen Klammern enthalten erläuternde Zusätze von mir.

Mit Berufungen auf die Nachlaßveröffentlichungen bin ich aus prinzipiellen Gründen sparsam gewesen. Als primäre Quellen für die Lehrmeinung eines Philosophen sollten ausschließlich die von ihm selbst veröffentlichten Schriften gelten. Allein an sie ist die unmittelbare historische Wirksamkeit seiner Gedanken gebunden, in weitaus überwiegendem Maße auch deren Nachwirkung in späteren Generationen. Gewiß darf die Geschichte der Philosophie an Nachlaßstücken, die nach Ursprung oder Inhalt den Gedankenverlauf der primären Quellen bereichern oder lehrreiche Blicke in die Werkstatt der Gedankenarbeit möglich machen, nicht vorbeigehen. Aber sie kommen mit verschwindenden Ausnahmen nur als Ergänzungen in Betracht.

Benno Erdmann.

Abkürzungen.

- A¹: Kritik der reinen Vernunft, Seitenzahlen der ersten Auflage.
 A²: » » » » , » » zweiten »
 A: » » » » , der beiden Auflagen gemeinsame
 Text nach den Seitenzahlen von A².
 W. I—VI: Kants Gesammelte Schriften, hrsg. von der Berl.
 Akad. d. Wiss., 2. Aufl. 1911 f.
 W. VII, Xf.: Dieselben nach der ersten Auflage.
 W. H. VIII: I. Kants Sämtliche Werke, hrsg. von Hartenstein,
 Leipzig 1867.
 Pr.: Kants Prolegomena, Seitenzahlen nach W. IV.
 Kr. d. U.: Kants Kritik der Urteilskraft, Seitenzahlen nach W. V.
 L. Bl.: Lose Blätter aus Kants Nachlaß. Mitgeteilt von Rudolf
 Reicke. Königsberg 1889.
 N: Nachträge zu Kants Kritik der reinen Vernunft, aus Kants
 Nachlaß hrsg. von Benno Erdmann, Kiel 1881.
 Rfl. II: Reflexionen Kants zur Kritik der reinen Vernunft, hrsg.
 von Benno Erdmann, Leipzig 1884.

Inhaltsangabe.

	Seite
Die Aufgabe der Untersuchung nach Kants Bestimmung der Idee und des Schema eines philosophischen Systems	7
Demgemäß fallen als Idee der Kr. d. r. V. aus:	
Die Frage: wie sind synthetische Urteile a priori möglich?	11
Der Kopernikanische Vergleich in der Vorrede zu A ²	20
Der transzendente Idealismus	29
Das Schema der Kr. d. r. V.:	
Die architektonische Einheit d. r. V.	35
Der Aufbau der tr. Logik	36
der tr. Analytik	41
der tr. Dialektik	43
Das Verhältnis beider Abschnitte	44
Der Aufbau der tr. Ästhetik	52
Die Idee der Kr. d. r. V.:	
Kants Formulierung der Aufgabe der Kr. d. r. V.	56
Die reine Vernunft als Objekt der Kritik	58
Die Aufgabe der Kritik	65
Die transzendente Methode der Kritik	67
Die Systematik der tr. Deduktion	71
Die Idee der Kr. d. r. V.	78
Die realistische Voraussetzung des tr. Idealismus in der tr. Ästhetik als Grundlage der Idee der Kritik der praktischen Vernunft	83

Die Aufgaben der Geschichte der Philosophie führen, wie die Aufgaben der Geschichte aller geistigen Betätigungen, ins Unbegrenzte. Denn die Deutung des historischen Bestandes und der historischen Wirkungen jeder philosophischen Lehrmeinung hängt, wie schließlich alles Verstehen und Erkennen, in erster Linie von dem Geist der Zeit ab, in der diese Deutung erfolgt, und innerhalb dieser Grenzen zudem von der Stellung, welche die Denkweise des einzelnen Forschers in dem verschlungenen Gewebe zeitgenössischer Theorien, Hypothesen und Arbeitsweisen einnimmt. Demgemäß dem verwickelten Gang der Kultur ist jener Verlauf der historischen Erkenntnis nicht durchweg ein Fortschritt. Es fehlt auch in der Geschichte der Wissenschaften nicht an Rückschlägen und Perioden des Stillstandes, niemals auch an individuell bedingten Einseitigkeiten, die zeitweise einflußreich werden können.

Allerdings trifft das Schicksal wechselnder Deutungen nicht jedes philosophische System in gleichem Maße. Die wenigen, die vor allen anderen gehaltreich und historisch wirkungsvoll sind, fallen ihm insbesondere anheim. Es hat, dürfen wir sagen, keines in solchem Maße betroffen, wie den Kritizismus Kants.

Kant hätte auch für alle übrigen Bestandteile seiner kritischen Lehre sich erkönnen dürfen zu sagen, was er objektiv unbedenklich ist, für sein theoretisches Hauptwerk in Anspruch zu nehmen, 'daß nicht eine einzige metaphysische Aufgabe sein müsse, die in ihm nicht aufgelöst, oder zu deren Auflösung nicht wenigstens der Schlüssel dargereicht worden' (A¹ XIII, vgl. A² XXIII). In der Tat hat niemand vor und nach ihm die philosophischen Probleme so vollständig erfaßt und in der Tiefe durchwühlt, nie ein Philosoph sein Lehrgebäude in so kunstvoller Architektonik erbaut, kein anderer die spekulativen und ethisch-religiösen Aufgaben unseres Denkens in so dia-metralen Gegensatz gesetzt und zugleich so eng miteinander verkettet,

vgl. d. d. g.
Bemerk.
Kant'sche

kurz niemals ein Denker jedem so vieles gebracht. Dem entspricht denn auch der weitverzweigte und fast nach allen Richtungen hin divergierende Einfluß, den seine Gedanken bis zur Gegenwart ausgeübt haben.

Schon in den Auffassungen der ersten Gegner, Anhänger und Fortbildner seiner Lehre spiegelt sich der Geist des Systems in verschiedenster Weise. Noch stärker ist das Bild des Kritizismus in den Deutungen und Wertungen der spekulativen Philosophie Deutschlands um den Anfang des vorigen Jahrhunderts verändert, bei Fichte, Schelling, Schleiermacher, Herbart und Schopenhauer; erst recht begreiflicher Weise in den durch diese Fortbildung mitbedingten späteren, heimischen und fremdländischen ablehnenden, aner kennenden und vermittelnden Stellungnahmen. Auch die entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen der Lehre Kants, die mit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzen, haben an dieser Sachlage nichts Wesentliches zu ändern vermocht. Wir haben uns vielfach — ich rechne mich ein — verleiten lassen, den Lehrbestand des Kritizismus in synthetischer Konstruktion aus Hypothesen über seine Entwicklung abzuleiten, statt analysierend von dem Tatbestand der Lehren auf ihre nur hypothetisch erfaßbaren Entwicklungsbedingungen zurückzugehen. Verwirrend hat auch gewirkt, daß in mehr als einem Falle die historisch gleichgültigen subjektiven Entwicklungsbedingungen bei diesen Untersuchungen an die Stelle der allein bedeutsamen objektiven Abhängigkeiten gestellt wurden.

Diese Mängel der bisherigen historischen Forschung lassen es nicht als hoffnungslos erscheinen, schon gegenwärtig eine weitere Klärung über den von Kant selbst gemeinten Tatbestand seiner Lehre, und damit über die historische Stellung seiner Philosophie herbeizuführen. Wir müssen nur versuchen, uns von systematischer Parteinahme für oder wider so weit frei zu halten, wie solche Freiheit einem bedeutsamen Gedankenkomplex gegenüber überhaupt erreicht werden kann. Es hilft uns, daß Kant selbst den Weg zu einer historischen Deutung seines Kritizismus für den Kundigen, allerdings in weniger beachtetem Zusammenhang, deutlich vorgeschrieben hat.

Auf diesen Weg hinzuweisen, ist die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung.

Kant gibt die erwähnten Andeutungen in dem kurzen Schlußabschnitt seines theoretischen Hauptwerks, in der Erörterung über die Architektonik der reinen Vernunft.

Er bezeichnet hier als Idee in methodologischem Sinne den Begriff von der als Einheit gedachten Form eines gedanklichen Ganzen, sofern durch diesen der Umfang des Mannigfaltigen sowohl als die Stelle der Teile untereinander bestimmt wird. Dieser Begriff ist für ihn prinzipiellen Gepräges. Er dient als Prinzip für die apriorische, hier deduktiv gemeinte Ableitung des architektonischen Zusammenhangs. Die Ideen dieser Art sind deshalb für ihn durchweg Vernunftbegriffe.

So kann er erklären, daß niemand versuche, eine Wissenschaft zustande zu bringen, ohne daß ihm eine Idee zugrunde liege. Aber er weiß auch darüber zu klagen, daß diese Idee anfänglich zumeist 'wie ein Keim in der Vernunft . . . eingewickelt' liege, so daß es langer Vorarbeit bedürfe, sie zu entfalten, in hellerem Licht zu erblicken, und ihr gemäß ein Ganzes nach den Zwecken der Vernunft in architektonischer Einheit zu entwerfen.

Kein Zweifel, daß Kant damit eigenes Erleben zum Ausdruck bringt. Wissen wir doch, daß er wie Leibniz zu den Geistern gehört, deren Gedanken verhältnismäßig spät zu voller Reife gelangen. Aus seinen Schriften ergibt sich, daß er die ersten grundlegenden Gedanken seines theoretischen Kritizismus nicht früher als kurz vor 1770, also im 45. Lebensjahre gefunden hat. Aus seinem Briefwechsel ersehen wir zudem, daß er daraufhin erst mehrere Jahre später den entscheidenden Aufstieg zu seinem späteren kritischen Standpunkt vollziehen konnte. Ausdrücklich endlich hat er einmal brieflich (W. X. 93), sowie in entwicklungsgeschichtlichen Reflexionen bekannt: 'Ich sah anfänglich diesen Lehrbegriff nur in einer Dämmerung . . . Es hat eine geraume Zeit dazu gehört, ehe die Begriffe sich bei mir so geordnet hatten, daß ich sie sah ein Ganzes ausmachen . . . Das Jahr 69 gab mir großes Licht' (Rfl. II Nr. 4 und 6).

Auf Grund solchen Erlebens und im Hinblick auf die kritischen Erörterungen der Lehre Leibnizens von der sinnlichen und Verstandeserkenntnis, des Skeptizismus von Hume gegen alle Metaphysik, die sein Werk durchsetzen, sowie seiner feinsinnigen Charakteristik der Platonischen Lehre (A 370 f.) und des Epikureischen Empirismus (A 496 f.) durfte er sagen: 'Um deswillen muß man Wissenschaften, weil sie doch alle aus dem Gesichtspunkte eines gewissen allgemeinen Interesse ausgedacht worden, nicht nach der Beschreibung, die der Urheber derselben davon gibt, sondern nach der Idee, welche man aus der natürlichen Einheit der Teile, die er zusammengebracht hat, in der Vernunft selbst gegründet findet, erklären

und bestimmen' (vgl. A 370). In gleichem Sinne konnte er vorbildlich erklären: 'Die Systeme scheinen die Gewürme durch eine *generatio aequivo*ca aus dem bloßen Zusammenfluß von aufgesammelten Begriffen, anfänglich verstümmelt, mit der Zeit vollständig gebildet worden zu sein, ob sie gleich alle insgesamt ihr Schema als den ursprünglichen Keim in der sich bloß auswickelnden Vernunft hatten, und darum nicht allein ein jedes für sich nach einer Idee gegliedert, sondern noch dazu alle untereinander in einem System menschlicher Erkenntnis wiederum als Glieder eines Ganzen zweckmäßig vereinigt sind, und eine Architektonik alles menschlichen Wissens erlauben' (vgl. W. H. VIII 49).

Im Zusammenhang dieser Hinweise, die bei aller ihrer Kürze zu dem Tiefsten gehören, was über die Aufgabe der Geschichte der Philosophie gesagt worden ist, hat Kant auch den Weg angegeben, den jeder Versuch historischer Deutung eines philosophischen Lehrgebäudes zu gehen hat. 'Die Idee', so erfahren wir weiter, 'bedarf zur Ausführung ein Schema, d. i. eine a priori [deduktiv] aus dem Prinzip des Zwecks bestimmte wesentliche Mannigfaltigkeit und Ordnung der Teile', also ein Schema, das 'den Umriss und die Einteilung des Ganzen in Glieder der Idee gemäß, d. i. a priori, enthalten ... muß', und so 'architektonische Einheit' gründet.

Aus dem Aufbau des Werks also haben wir den Plan abzuleiten, der ihm als gestaltende Idee zugrunde liegt, und dadurch die in der Vernunft gegründete innere Einheit des Ganzen enthüllt.

Daraus ergibt sich, daß die Idee, die Kant im Sinne hat, in keinem Gedanken gesucht werden darf, der das Lehrgebäude nicht durchgängig gestaltet hat, und ebenso wenig in einem solchen, der nur für einen Teil des Ganzen maßgebend gewesen ist.

Damit scheidet von vornherein drei Gesamtauffassungen aus, die wiederholt als Ausdruck des inneren Zusammenhangs der Kritik der reinen Vernunft in Anspruch genommen worden sind.

Es sind dies erstens diejenige Deutung, der die allbekannte Fragestellung: 'Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?' zugrunde liegt; zweitens diejenige, die von dem bestechenden Bilde ausgeht, in dem Kant seine Problemstellung mit der des Kopernikus vergleicht; endlich diejenige, die den Schwerpunkt des theoretischen Kritizismus in dem von Kant sogenannten transzendentalen Idealismus findet.

Alle diese Deutungen sind ohne Zweifel durch Kants Darstellung nahegelegt. Für die beiden ersten spricht schon der Umstand, daß sie sich in Kants definitiver Redaktion seines kritischen Hauptwerks von vornherein aufdrängen; ebenso die Tatsache, daß sie von Kant selbst gelegentlich als den Grundgedanken seines Werks enthaltend charakterisiert werden. Zugunsten der dritten kommt in Betracht, daß Kant seine Lehre auch als transzendentalen oder kritischen Idealismus zusammengefaßt hat.

Dennoch hätte gegen die beiden ersten Deutungen des beherrschenden Gedankenkreises der Kritik der reinen Vernunft schon bedenklich machen sollen, daß die Formen, in denen sie sich als nächstliegende Ausgangspunkte aufdrängen, nicht dem ursprünglichen Bestand des Werks vom Jahre 1781 angehören. Die Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori tritt vielmehr maßgebend in Betonung und gestaltender Kraft erst in den zwei Jahre späteren Prolegomenen auf, und wird erst von da aus, wenigstens mit gleicher Betonung, in die Einleitung der 1787 veröffentlichten zweiten Auflage des theoretischen Hauptwerks aufgenommen. Der Kopernikanische Vergleich gehört sogar ausschließlich dem Vorwort der Neubearbeitung der Kritik, die Zusammenfassung der Lehre als transzendentaler Idealismus lediglich polemischen Erörterungen der Prolegomenen an. Entscheidend sind allerdings diese Umstände nicht. Es könnte selbstverständlich sein, daß jene Gedanken trotz ihrer späten Formulierung die treffendste Fassung des ursprünglichen Grundgedankens enthalten. Entscheidend aber ist, daß bei Prüfung der Architektonik des Werks keine von ihnen die Probe auf die zugrunde liegende, alles Einzelne der Ausführung bestimmende Idee besteht.

Unschwer nachweisbar ist dies bei der Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori.

Die Frage wird allerdings schon in der ursprünglichen, kurzen Einleitung, etwas unvermittelt, am Schluß der wenigen Seiten aufgeworfen, die dort von dem Unterschiede analytischer und synthetischer Urteile handeln, und als ein gewisses Geheimnis bezeichnet, dessen Aufschluß allein den Fortschritt in dem grenzenlosen Felde der reinen Verstandeserkenntnis sicher und zuverlässig machen kann (A¹ 10). In verallgemeinerter Weise, aber in untergeordneter Funktion wird der Gedanke späterhin, in der transzendentalen Analytik, wieder aufgenommen. Hier wird betont, daß die Erklärung der

Möglichkeit synthetischer Urteile überhaupt in einer transzendentalen Logik, deren ersten Teil die Analytik bildet, 'das wichtigste Geschäft unter allen sei, und sogar das einzige, wenn von der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori die Rede ist, imgleichen den Bedingungen und dem Umfange ihrer Gültigkeit. Denn nach Vollendung desselben kann die transzendente Logik ihrem Zwecke, nämlich den Umfang und die Grenzen des reinen Verstandes zu bestimmen, vollkommen ein Genüge tun' (A 193). Die Frage ist also der Umfangs- und Grenzbestimmung des reinen Verstandes untergeordnet und erscheint als einzige Aufgabe nur, so weit von der Möglichkeit und Gültigkeit synthetischer Urteile a priori zu jenem Zwecke zu handeln ist.

Diesen einschränkenden Bestimmungen entspricht denn auch der Anteil der Fragestellung und ihrer Beantwortung an dem Aufbau des Werks.

Nichts verrät sich von einem solchen Anteil in der Gliederung der Elementarlehre in die transzendente Ästhetik und Logik, nichts auch in der Einteilung dieser Logik in die transzendente Analytik und Dialektik. Für die erste dieser beiden Gliederungen ist vielmehr der Gegensatz von Sinnlichkeit und Verstand oder Vernunft als Rezeptivität und Spontaneität maßgebend. Über die zweite entscheidet die Differenz, welche die Zergliederung des reinen Verstandesvermögens selbst, um die Möglichkeit und den Gebrauch der Begriffe a priori . . . zu erforschen . . ., als das eigentümliche Geschäft einer Transzendentalphilosophie' [d. i. hier der Kritik der reinen Vernunft] von der Kritik des transzendentalen Scheins trennt, also von der Aufhebung des Scheins in den 'natürlichen und unvermeidlichen Illusionen, den die transzendentalen Urteile mit sich führen' (A 90, 354).

Auch die speziellere Gliederung dieser Abschnitte läßt die gestaltende Rücksicht auf die Fragestellung nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori durchgängig vermissen.

Die transzendente Ästhetik ist in ihrem ursprünglichen Bau lediglich durch die Argumente bestimmt, denen zufolge Raum und Zeit apriorische Anschauungsformen sind, sowie durch die daraus folgende Konsequenz, daß alle unsere Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinung sei (A 36, 59). Dementsprechend treten die Konsequenzen der neuen Lehre von Raum und Zeit für die Frage nach der Möglichkeit der synthetischen Urteile a priori nirgends in den Vordergrund. Von den ursprünglich je fünf Argumenten für beide apriorische Anschauungsformen

gedenken der Frage nur die je vierten, auf die Anschaulichkeit abzielenden, mit kurzen Worten, das Raumargument unter Hinweis auf die geometrischen Grundsätze, das für die Zeit ohne Beziehung auf die Mathematik. Das dritte Raumargument begründet tatsächlich nur die notwendige Gewißheit aller geometrischen Grundsätze. Auch in der 'Erläuterung' zu den Argumenten und den 'Schlüssen' wird nur auf das 'glänzende Beispiel' der reinen Mathematik für die Ableitung synthetischer Erkenntnisse der Geometrie, und auch dies lediglich in einem Satze, aufmerksam gemacht. Erst in dem Schlußabsatz der 'Allgemeinen Anmerkungen zur transzendentalen Ästhetik' wird der Gedanke, daß die synthetischen Urteile der reinen Mathematik nur durch die neue Fassung von Raum und Zeit verständlich werden, in etwas ausgeführt; selbst hier jedoch lediglich, um der 'zweiten wichtigen Angelegenheit' des Abschnitts Genüge zu tun, nämlich das Ergebnis der Ästhetik völlig einleuchtend gewiß zu machen (A 63 f.).

Ebenso wenig ist das erste Buch der transzendentalen Logik, die transzendente Analytik der Begriffe, nach dem Grundriß jener Fragestellung gebaut. Sie fehlt in den einleitenden Abschnitten, speziell in der allgemeinen Aufgabebestimmung der transzendentalen Analytik (A 89). Sie findet sich auch nicht in dem Aufweis des Prinzips für die Ableitung der Kategorien aus der überlieferten Urteilstafel als der Begriffe, die der reinen Synthesis [d. i. der spontanen Verknüpfung] des Mannigfaltigen der Sinne zu einer Erkenntnis Einheit geben (A 104). Sie bestimmt endlich nichts in der von Kant sogenannten transzendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe, also in dem Beweis, daß die Kategorien, als Verstandesbedingungen der Möglichkeit aller Erkenntnis, Regeln a priori der synthetischen Einheit der transzendentalen Apperzeption sind (A 109 f.).

Erst im zweiten Buch der Analytik, in den Erörterungen über die Grundsätze des reinen Verstandes, d. i. der synthetischen Urteile a priori, die aus den Kategorien abfließen und allen übrigen Erkenntnissen zugrunde liegen (A 175), kommt die Fragestellung wieder zum Vorschein. Das Resultat der transzendentalen Deduktion der Kategorien wird hier zum Prinzip aller synthetischen Urteile (A 197). Wiederholt, wenn auch kurz, wird dementsprechend auf die Funktion dieses Prinzips für die Möglichkeit der synthetischen Urteile a priori überhaupt (A 223, 263/4, 286/7), sowie speziell der mathematischen Urteile dieses Charakters hingewiesen (A 188, 199, 204/5, 221). Aber auch hier ist die Anordnung des Ganzen wiederum

nicht durch diese Fragestellung bestimmt. Noch weniger kommt eine Scheidung der synthetischen Urteile a priori der Mathematik und der reinen Naturwissenschaft in Betracht. Der Aufbau folgt vielmehr durchweg dem Schematismus der Kategorientafel (A 200 f.). Gar nicht endlich ist das Hauptstück über die Phänomene und Noumena, der summarische Überschlag der Auflösungen der Analytik (A 295), um das Problem orientiert. Nur flüchtig wird der Fragestellung im Verlauf dieses Abschnitts einmal gedacht (A 299) und an dessen Schluß die Auflösung des durch jene Frage gegebenen Problems als Bestätigung herangezogen. Fast völlig (A 326) endlich fällt das Problem für die Erörterungen des Anhangs über die transzendente Amphibolie der Reflexionsbegriffe aus.

Was hiernach für den architektonischen Bestand der transzendentalen Ästhetik und Analytik sicher ist, zeigt sich ebenso in dem Aufbau der umfangreichen Untersuchungen, die Kant als transzendente Dialektik zusammenfaßt. Auch ihr Problem wird gelegentlich in die Frage gekleidet, zwar nicht wie, aber ob die reine spekulative Vernunft, als oberstes Erkenntnisvermögen genommen, synthetische Grundsätze und Regeln enthalte, und diese Frage wird als hinreichende Anleitung zur Lösung der Aufgabe angesehen, auf welchem Grunde das oberste synthetische Prinzip der transzendenten Grundsätze der Vernunft beruhe (A 364/5). Dennoch geht auch diese Ableitung eigene, von der synthetischen Fragestellung gar nicht berührte Wege. Sie legt nicht etwa die synthetischen Urteile überhaupt oder eine besondere Art von ihnen zugrunde, sondern entwickelt die Ideen, entsprechend der Ableitung der Kategorien aus den logischen Funktionen des Urteils, aus den grundlegenden Schlußweisen unseres Denkens. Auch der Zusammenhang der 'synthetischen Erkenntnisse aus Begriffen', welche die Prinzipien des obersten Erkenntnisvermögens ausmachen, d. i. der Zusammenhang der Ideen als Begriffe der absoluten Totalität der Bedingungen zu einem gegebenen Bedingten (A 357, 379), spiegelt in seiner Weise lediglich den systematischen Zusammenhang der Kategorien wieder (A 402, 442, 490), nirgends aber jene allgemeine Fragestellung, geschweige denn irgendeine spezielle Gliederung derselben. Wiederholt allerdings beruft sich Kant in seiner dialektischen Kritik des Erkenntnisanspruchs der Ideen auf den obersten Grundsatz der synthetischen Urteile, in dem er das Resultat der transzendentalen Deduktion der Kategorien zusammengefaßt hatte (A^r 353, 381 f., 398; A 625/30, 637, 663, 691). Dennoch

fehlt schlechterdings jede Spur, die zu der Meinung berechtigen könnte, daß der kunstvolle Aufbau der Dialektik in der Kritik der psychologischen Paralogismen, der kosmologischen Antimonien und der spekulativen Gottesbeweise um die Frage nach den synthetischen Urteilen a priori orientiert sei.

Auch in der Methodenlehre kommt Kant wiederholt auf die Frage zurück. So bei der Unterscheidung des mathematischen und philosophischen Vernunftgebrauchs (A 741, 746, 749, 760, 764), ferner in der Erörterung des polemischen Vernunftgebrauchs (A 770), speziell in der Kritik des Skeptizismus (A 790, 792/95), endlich in der Skizze der transzendentalen Beweismethoden (A 810/12, 815 f.). Aber es bedarf schon nach dieser unvollständigen Aufzählung einzelner Abschnitte der Methodenlehre keines weiteren Beweises, daß auch hier kein Schema aus der vielberufenen Fragestellung die Anordnung beherrscht.

Ständen wir nicht vor einer althergebrachten und verbreiteten Überlieferung, so hätte es des ausführlichen Beweises aus dem Tatbestand der ursprünglichen Anordnung des Werks nicht bedurft. Absichtlich ist auch davon Abstand genommen, die Sicherheit der vorstehenden Argumentation durch Einschaltung eines nur hypothetischen Beweisgliedes zu gefährden. Es darf jedoch bei aller Unsicherheit die ihm anhaftet, nicht übergangen werden. Adickes hat in seiner Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft wohl zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß die in dem ersten Abschnitt der ursprünglichen Einleitung enthaltene Erörterung 'Von dem Unterschiede analytischer und synthetischer Urteile' eine erst nachträglich vorgenommene Einschubung sein möchte. Ich vermute das ebenfalls. Wer die beiden Abschnitte der Einleitung über Idee und Einteilung der Transzendentalphilosophie unter Auslassung jener Erörterung liest, wird sie nicht nur nicht vermissen, da in ihnen jede Vordeutung und jede weitere Rücksichtnahme auf diese Unterscheidung fehlt, sondern sie nachher sogar als störend empfinden. Der eigentliche Ort der Fragestellung ist in dem ursprünglichen Zusammenhang des Werks der erste Abschnitt über das System der Grundsätze des reinen Verstandes. Dort wird sie denn auch nicht eigentlich wieder aufgenommen, sondern der Gedankengang ohne Rücksichtnahme auf die einleitende Erörterung durchgeführt. So erklärt sich denn auch, daß bis zu diesem Abschnitt hin die Fragestellung nur gelegentlich berührt und nirgendwo systematisch gegliedert wird. Das Prinzip der Möglichkeit synthetischer Urteile, das selbstverständliche der empirischen

und das aus der transzendentalen Deduktion der Kategorien folgende, jenes erste einschließende der apriorischen, ist das Grundprinzip für die Grundsätze, ohne jedoch deren Gliederung selbst zu gestalten. Freilich bleibt zu bedenken, daß Kant selbst es angezeigt gefunden hat, die Fragestellung in die ursprüngliche Einleitung aufzunehmen. Schon deshalb ist geboten, eine solche Hypothese nur als klärende Ergänzung zu verwerthen. Wir bedürfen ihrer als eines Beweisgrundes zudem um so weniger, als Kant selbst keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß sein Werk ursprünglich schlechterdings nicht auf das Problem der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori eingestellt ist.

Denn erst in den Prolegomenen, der erläuternden Vorübung für Kundige, die den früh aufgetretenen Klagen über die Dunkelheit des Werks abhelfen und die neue Lehre gegenüber einem ersten groben Mißverständnis durch den Göttinger Rezensenten in das rechte Licht setzen sollten, gewinnt die Frage grundlegende konstruktive Bedeutung. Erst in ihnen findet sich die Erklärung, daß die Einteilung der Urteile gemäß dem 'mächtigen' Unterschied des Analytischen und Synthetischen in der Kritik des menschlichen Verstandes verdiene 'klassisch zu sein' (W. IV 275, 270; vgl. A² 193). Hier erst wird sie in schärfster Betonung zu der 'eigentlichen, mit schulgerechter Präzision ausgedrückten Aufgabe, auf die alles ankommt', so daß 'die ganze Transzendentalphilosophie [also auch die Kritik d. reinen Vernunft] selbst nichts anderes ist, als bloß die vollständige Auflösung der hier vorgelegten Frage; nur in systematischer Ordnung und Ausführlichkeit... Die ganze Transzendentalphilosophie, die vor aller Metaphysik notwendig vorhergeht' ist sogar 'eine ganze, und zwar aller Beihilfe aus anderen beraubte, mithin an sich ganz neue Wissenschaft, um nur eine einzige Frage hinreichend zu beantworten' (W. IV 276, 279; vgl. 377). Auf die Auflösung dieser Frage wird hier denn auch die 'Mühe und Schwierigkeit' und die 'einige Dunkelheit' übertragen, die Kant sonst, sowohl in den Prolegomenen wie in dem kritischen Hauptwerk und in einer Anmerkung zum Vorwort der 'Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft', für die transzendente Deduktion der Kategorien in Anspruch nimmt. Er erklärt sogar geradezu, daß die Beantwortung der Frage so schwer wie unentbehrlich sei, daß sie 'ein weit anhaltenderes, tieferes und mühsameres Nachdenken erfordert habe, als jemals das weitläufigste Werk der Metaphysik, das bei der ersten Erscheinung seinen Verfasser Unsterblichkeit

versprach' (W. IV 277). Mehr noch. 'Auf die Auflösung dieser Aufgabe', lesen wir hier, 'kommt das Stehen und Fallen der Metaphysik, und also ihre Existenz gänzlich an... Alle Metaphysiker sind demnach von ihren Geschäften feierlich und gesetzmäßig so lange suspendiert, bis sie diese Frage genugtuend werden beantwortet haben' (IV 276, 278). Dementsprechend werden in dem 'Vorschlag zu einer Untersuchung der Kritik, auf welche das Urteil folgen kann' (IV 380), die Prolegomena als der allgemeine Abriss genannt, nach dem das Gebäude von seiner Grundlage an Stück für Stück geprüft werden sollte. Erst in den Prolegomenen finden wir endlich in eingehender einleitender Darlegung die Viergliederung der allgemeinen Frage in die Unterfragen, wie reine Mathematik, reine Naturwissenschaft, Metaphysik überhaupt und Metaphysik als Wissenschaft möglich sei (W. IV 280).

Dennoch ist dies alles lediglich ein Beweisgrund dafür, daß weder die allgemeine, noch die spezialisierte Fragestellung als leitende Idee des Hauptwerks angesehen werden darf. Denn die Frage erlangt die Bedeutung, die sie in den Prolegomenen erhält, nicht im Anschluß an den methodischen Aufbau des theoretischen Hauptwerks, sondern in wiederholt von Kant scharf hervorgehobenem Gegensatz zu ihm. Die Prolegomenen sind, erfahren wir in ihnen, 'als Plan nach vollendetem Werke, nach analytischer Methode angelegt'. Sie müssen sich als Vorübungen 'auf etwas stützen, was man schon als zuverlässig kennt, von da man mit Zutrauen ausgehen und zu den Quellen aufsteigen kann', das ist auf die 'unbestrittenen' synthetischen Urteile a priori der reinen Mathematik und der reinen Naturwissenschaft' (W. IV 263, 274, 279). Um die Frage nach der Möglichkeit dieser beiden Urteilsgruppen scharen sich denn auch die rein analytischen Ausführungen der Prolegomenen in den beiden ersten Fragen (W. IV 279, § 36, 365). Die Kritik dagegen mußte, wie wir weiter hören, 'durchaus nach synthetischer Lehrart abgefaßt sein, damit die Wissenschaft alle ihre Artikulationen als den Gliederbau eines ganz besonderen Erkenntnisvermögens in seiner natürlichen Verbindung vor Augen stelle'. Sie hatte 'aus der reinen Vernunft selbst die Elemente sowohl als die Gesetze ihres Gebrauchs nach Prinzipien' abzuleiten, 'ohne sich dabei auf irgendein Factum [wie es die synthetischen Urteile der Mathematik und reinen Naturwissenschaft bieten] zu stützen'. Es handelt sich deshalb in der angeführten Bemerkung, daß die Transzendentalphilosophie die vollständige

Auflösung der in den Prolegomenen vorgelegten Fragen 'nur in systematischer Ordnung und Ausführlichkeit darbietet', um etwas ganz anderes als um die Betonung eines Unterschiedes in der Vollständigkeit. Es liegt vielmehr ein konträrer Gegensatz im Aufbau vor. Kant weiß zudem, daß die Auflösung der in der Fragestellung der Prolegomenen enthaltenen Aufgaben 'wenngleich sie hauptsächlich den wesentlichen Inhalt der Kritik darstellen soll, dennoch auch etwas Eigentümliches habe...', nämlich zu gegebenen Wissenschaften [also der Mathematik und reinen Naturwissenschaft] die Quellen in der Vernunft selbst zu suchen' (W. IV 279; vgl. 285).

Daß dieser völlig unzweideutige Sachverhalt verkannt worden ist, läßt sich allerdings entschuldigen. Kant selbst hat das Mißverständnis möglich gemacht. Denn er hat die ausführliche analytische Fragestellung der Prolegomenen, zum Teil in wörtlicher Übereinstimmung mit deren Text, in die Einleitung der zweiten Bearbeitung der Kritik der reinen Vernunft (Abschnitt V und VI) übertragen. Ausdrücklich hat er ferner die allgemeine Fragestellung hier als die 'allgemeine und eigentliche Aufgabe der reinen Vernunft' formuliert. Er hat zudem die transzendente Ästhetik so umgestaltet, daß sie nunmehr, wenigstens in der neueingeschobenen 'transzendentalen Erörterung des Begriffs von Raum' [nur kurz in der entsprechenden Erörterung des Zeitbegriffs], als Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit der synthetischen Urteile a priori der Mathematik gelten kann. Er hat endlich in dem kurzen 'Beschluß der transzendentalen Ästhetik' deren gesamte Erörterung auf diese Fragestellung bezogen. Damit aber hat Kant unverkennbar die einheitliche Architektonik des ursprünglichen Plans, wenigstens für die Vorhalle und das Fundament des Baus, preisgegeben; sicher deshalb, weil er auch hier 'den Schwierigkeiten und der Dunkelheit des Werks soviel wie möglich abhelfen wollte' (A² XXXVIII). Über die Grenzen der transzendentalen Ästhetik hinaus reichen diese unorganischen Veränderungen allerdings nicht. Weder folgt die neue Bearbeitung der transzendentalen Deduktion der Kategorien der Zuspitzung von § 14—38 der Prolegomenen auf die Frage nach der Möglichkeit der synthetischen Urteile der reinen Naturwissenschaft, noch wird das analytische Verfahren irgendwie für die übrigen Umarbeitungen maßgebend.

Man wolle allerdings beachten, was im vorstehenden ausschließlich zur Erörterung stand. Es war nur darum zu tun, ob die allgemeine oder

gar die spezialisierte Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori die gestaltende Idee der Kritik der reinen Vernunft im Sinne ihres ursprünglichen Aufbaus abgebe. Das war schlechtweg zu verneinen. Nicht dagegen wäre, schon im Hinblick auf Kants eigenen Vorgang, zu bestreiten, daß es möglich und zulässig sei, die Fragestellungen der Prolegomenen in den Zusammenhang der Kritik der reinen Vernunft hineinzudeuten. Freilich wäre dies nur dann zulässig, wenn an die Stelle des ursprünglichen Plans der synthetischen Konstruktion das analytische Verfahren der Prolegomenen zugrunde gelegt würde. Damit aber wäre eben die Idee des ursprünglichen Aufbaus nicht bloßgelegt, sondern zugunsten einer ihrem Bauplan entgegengesetzten Konstruktion umgeformt. Ebenso würde es möglich sein, die dritte Unterfrage der Prolegomenen kraft solchen analytischen Verfahrens zur Beantwortung zu bringen, und zwar im Hinblick auf den unvermeidlichen transzendentalen Schein, den die Ideen nach Kant erzeugen, in strengerer Durchführung, als sie Kant in den §§ 40—60 der Prolegomenen gegeben hat. Denn dort wird die Auflösung dieser Fragen teils in direktem Anschluß an den Gedankengang des Hauptwerks, teils in polemischen Erörterungen vorgenommen, die dem ursprünglichen Gedankengang fremd sind. Nicht weniger würde es endlich möglich sein, durch Zusammenfassung der drei ersten Unterfragen die vierte von ihnen nach analytischer Methode zu beantworten; allerdings aber wiederum nur, indem der völlig anders orientierte Aufbau des Werks zugunsten eines ihm fremden Plans von Grund auf umgestaltet würde.

Daran ändert auch nichts, daß der Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori entwicklungsgeschichtliche Bedeutung für Kant nicht abgesprochen werden darf. Eine solche ist ihr vielmehr, wie von verschiedenen Seiten, wenn auch nicht mit einstimmigen Ergebnissen, nachgewiesen ist, durchaus zuzuerkennen. Ein genetischer Einfluß der Frage läßt sich schon daraus herleiten, daß sie eben tatsächlich, gleichviel ob von vornherein oder in letzter Stunde, wenschon ferner ohne besondere Ausführung und nachdrückliche Betonung, in der ursprünglichen Einleitung der Kritik der reinen Vernunft gestellt ist. Deutlicher ist er daraus zu entnehmen, daß die Frage in der Erörterung über den ersten Grundsatz der synthetischen Urteile überhaupt prinzipielle Bedeutung erlangt, und daraufhin in zerstreuten kurzen Bemerkungen über die synthetischen Urteile der Mathematik, sowie in längeren Verhandlungen über den Unterschied der philo-

Diese Ursprungsbestimmung hat ein Seitenstück in der 'Revolution der Gesinnung', die nach Kant allein den Übergang des Menschen zu einem moralisch Guten, also Gott Wohlgefälligen bewirken kann, in der 'Revolution der Denkungsart' der praktischen Vernunft, die allein eine allmähliche Reform der Sinnesart möglich macht. Der Hinweis auf diese ethisch-religiöse Revolution findet sich allerdings erst in der Schrift über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (W. VI 44f.) vom Jahre 1793. Den ersten Anlaß zu diesen Gedanken haben wir jedoch in den Jugendjahren des Philosophen zu suchen. Kant selbst hat auf die Analogie seiner Wendung mit der 'Wiedergeburt' hingewiesen, die der Pietismus für die religiöse Erweckung zum wahren Glauben verlangte. Beide Wendungen dürfen somit, soweit sie durch Milieuwirkungen bestimmt sind, allem Anschein nach diesem Einfluß zugeschrieben werden. Sie beweisen auch ihrerseits die von Kant so oft und nachdrücklich betonte Einheit seines theoretischen und ethischen Kritizismus. Aber die uns hier interessierende spekulative Wendung des Gedankens ist wohl noch durch einen anderen Zufluß verstärkt: durch die Art, wie Kant selbst die bedeutsamsten Antriebe zur Entwicklung seiner kritischen Gedanken erlebt hat, sowohl das 'große Licht', das ihm nach seiner eigenen, schon eingangs zitierten Erklärung das Jahr 1769 gebracht hatte, als den Umschwung, der nach 1772 den dogmatischen Gebrauch des reinen Verstandes (der noch die Konstruktion des *mundus intelligibilis* in der Dissertation beherrscht) in sein kritisches Gegenstück verkehrte. Letzten Endes war es freilich wohl derselbe Keim, aus dem sich die Antriebe zu der Revolution der Denkart in beiden Wendungen entfalteten: in der Sprache Kants dort die praktische, hier die spekulative Vernunft, dort wie hier also die Spontaneität, die eigene freie Tat, durch welche die Idee sich lebendig und wirkungskräftig erweist; in beiden Fällen eben deshalb eine Veränderung, die 'auf einmal' geschieht. Denn was wir eben den entscheidenden spekulativen Entwicklungsphasen Kants entnommen haben, dürfen wir wohl auch auf seine ethische Entwicklung übertragen. Ich vermute wenigstens, daß manche Andeutungen in seinen ethischen Schriften einen Hinweis auf eine Revolution der Gesinnung als den Ausdruck eigenen Erlebens auch in diesem Punkt bestätigen. Und ich halte es für wahrscheinlich, daß jene ethische Wiedergeburt bei ihm früher eingesetzt hat, als die spekulative. Doch wir stehen mit dem allen an der Grenze dessen, was historisch faßbar ist,

vielleicht an der Grenze dessen, was wir überhaupt dem eigenen Erleben abfragen können. Hängen solche Ursprünge nicht, wie Kant annahm, an der intelligibelen Natur unserer Spontaneität, so doch sicher an der vorbewußten geistigen Arbeit, die sich uns nur in ihren oft überraschenden Ergebnissen offenbart.

Es wäre deshalb bedenklich gewesen, solchem Nachspüren Raum zu geben, wenn nicht die Bemerkungen über die Keime und das Wachstum der 'Idee', von denen wir auszugehen hatten, auf den Ursprung aus eigenem Erleben deutlich hinwiesen. Wir dürfen es deshalb wenigstens für nicht unwahrscheinlich halten, daß in Kants Ursprungsformulierung des hier in Frage stehenden Gedankens Erinnerung an eigenes Erleben mitspricht —, vielleicht eine Zusammenfassung der Erlebnisse, welche die 'Umkipfung' vom Jahre 1769 und die spätere zum kritischen Standpunkt ausmachten.

Trotzdem und trotz der Bedeutung seines systematischen Gehalts sehe ich kein Recht, den Gedanken, der dem Kopernikanischen Vergleich zugrunde liegt, als konstruktiven Grundbegriff der Kritik der reinen Vernunft in Anspruch zu nehmen. Er würde sich als Idee im Kantischen Sinne nur ausweisen, wenn er sich als formgebend für den Gliederbau des Werks erkennen ließe. Dazu aber ist er, wie sich späterhin bestätigen wird, in sich nicht organisiert genug. Schon die Einteilungsgründe für die Elementarlehre überhaupt und für die transzendente Logik lassen sich aus ihm nicht ableiten. Er versagt erst recht an jeder Stelle, an der es sich um die speziellere Gliederung der apriorischen Formen handelt.

Es war notwendig, auch diesen Abweis ausführlich zu begründen, obgleich für die zu prüfende Deutung nicht der Gedanke in Frage steht, der Kants Kopernikanischem Vergleich als *tertium comparationis* zugrunde liegt, sondern der Vergleich selbst, den er möglich gemacht hat, mit den Ausführungsbestimmungen, die wir ihm angefügt finden.

Angelegt finde ich den Vergleich zuerst in einigen Wendungen, durch die Kant in den Prolegomenen Anlaß nimmt, die Neuheit seines kritischen Standpunktes zu betonen. In der polemischen Erörterung des Vorworts zu dieser Schrift wird hervorgehoben, daß die Kritik 'eine ganz neue Wissenschaft sei, von welcher niemand auch nur den Gedanken vorher gefaßt hatte, wovon selbst die bloße Idee unbekannt war, und wozu von allem bisher Gegebenen nichts genutzt werden konnte, als allein der Wink,

den Humes Zweifel geben könnten, der gleichfalls nichts von einer dergleichen möglichen förmlichen Wissenschaft ahndete' (W. IV. 262). Deutlicher heißt es daselbst in Rücksicht auf die Schwierigkeit, welche die Lösung der analytisch gewendeten Hauptfrage mit sich führt, 'daß man mit dem Grundsatz des Hume, den Gebrauch der Vernunft nicht über das Feld aller möglichen Erfahrung dogmatisch hinauszutreiben, einen anderen Grundsatz verbinden müsse, den Hume gänzlich übersah, nämlich das Feld möglicher Erfahrung nicht für dasjenige, was in den Augen unserer Vernunft sich selbst begrenzte, anzusehen' (W. IV. 360). Ist für diese Andeutungen nur das Bedürfnis Kants maßgebend, den eigenen Standpunkt durch Vergleich mit demjenigen seines 'scharfsinnigen Vorgängers' in das rechte Licht zu stellen, so finden wir uns dem späteren Bilde näher, wenn wir zum Ausdruck gebracht sehen, daß 'die Kritik sich zur gewöhnlichen Schulmetaphysik gerade wie Chemie zur Alchimie oder wie Astronomie zur wahrsagenden Astrologie verhält' (W. IV. 366), oder wenn wir die Unfertigkeit der Metaphysik zu der nach Kants Auffassung abgeschlossenen Geometrie in Gegensatz gebracht finden und lesen: 'Lange vorher, ehe man die Natur methodisch zu befragen anfangt, befragt man bloß seine abgesonderte Vernunft' (W. IV. 274f.). Allerdings bieten solche Wendungen nur erste, schwache Spuren des Vergleichs. Sie zeigen lediglich, wie Kant durch das Bedürfnis nach Klärung und Abwehr zu solchen Vergleichen getrieben wird. Sie werden deshalb nur für denjenigen merkbar, der mit der Erinnerung an die späteren Ausführungen des Philosophen in sie hineinliest. Ausführungen, die dem Kopernikanischen Vergleich näher liegen, finde ich in der zweiten Bearbeitung des Hauptwerks zuerst in einer Polemik gegen Hume. Kant erklärt dort (A² 127), Hume sei 'nicht darauf verfallen, daß vielleicht der Verstand durch seine Begriffe selbst Urheber der Erfahrung, worin seine Gegenstände angetroffen werden, sein könne; deshalb habe er sie, durch Not gedrungen, von der Erfahrung abgeleitet'. An weithin kenntlicher Stelle ferner und in prinzipieller Wendung wird ausgeführt, daß der kritische Standpunkt als ein System der Epigenesis der reinen Vernunft sowohl von dem Empirismus, d. i. der Hypothese einer *generatio aequivoca* der Erkenntnis, als auch von demjenigen verschieden sei, zu dem der von Crusius angeschlagene Mittelweg eines Präformationssystem der Vernunft führe (A² 166 f., vgl. Pr. § 36 Anm., Rf. 224 f., sowie den Brief an Herz, W. X 126).

Angelegt ist der Vergleich auch in diesen Erörterungen freilich wiederum nur in dem Sinne, daß das Bedürfnis nach Verdeutlichung seiner eigentlichen Meinung Kant überhaupt zu Vergleichen mit anderen Standpunkten hintrieb, eben das Bedürfnis also, das bei der schließlichen Redaktion des Vorworts zur zweiten Auflage in dem kopernikanischen Bilde seine glücklichste Befriedigung fand. Es ist eine wesentlich andere Stimmung, als in dem eben erwähnten Brief an Herz zum Ausdruck kommt. In diesem trieb es Kant, sein neu gefundenes Problem, für das er die Lösung noch suchte, mit den einschlägigen Lehren dogmatischer Philosophen wie Plato, Malebranche und Crusius zu vergleichen; noch suchte er vergebens Hilfe für sich. Hier dagegen bietet er denjenigen Hilfe, die seine Lehre recht verstehen wollen.

Wir gehen nunmehr zu dem Vergleich selbst über, wie ihn die Vorrede der zweiten Auflage des Hauptwerks bietet. Mit vollem Recht darf das Bild so weit glücklich genannt werden, als die analogisierende Kraft des Gedankens reicht, dem es entstammt. Es ist ähnlich, soweit es den Parallelismus der epigenetischen Theorie mit der kopernikanischen Umbildung der Weltbetrachtung wiedergibt.

Das Zutreffende verschwindet jedoch in all' den Zügen in denen der Vergleich von Kant methodologisch ausgesponnen wird. Nur eine dieser Ergänzungen kann als eine Konsequenz des Vergleichs angesehen werden, nämlich die Erklärung, daß Kant 'die in der Kritik vorgetragene', der kopernikanischen Hypothese ähnliche 'analogische Umänderung der Denkart' hier 'auch nur als Hypothese aufstelle'. Schon hier aber hinkt der Vergleich deutlich. Denn Kant sieht sich genötigt anzuerkennen, daß dieser hypothetische Charakter 'nur die ersten Versuche einer solchen Umänderung bemerklich machen soll, welche allemal hypothetisch sind'. Der Vergleich trifft also nach Kants eigener Auffassung die ausgeführte kritische Methode nicht. Er betont von seinen Voraussetzungen aus mit Recht, daß die von ihm vertretene Revolution der Denkart 'in der Abhandlung selbst aus der Beschaffenheit unserer Vorstellungen von Raum und Zeit und den Elementar begriffen des Verstandes nicht hypothetisch, sondern apodiktisch bewiesen' werde.

Noch überraschender sind die weiteren Ausführungen des Vergleichs. Die kritische Methode soll auch in speziellerem Sinne eine 'dem Naturforscher nachgeahmte' sein. Sie bestehe darin, 'die Elemente der reinen

Vernunft in dem zu suchen, was sich durch ein Experiment bestätigen oder widerlegen läßt. Auch das Fremdartige dieser Analogisierung hat Kant sich nicht verhehlen können. Handelt es sich doch hier um ein Experiment, das offensichtlich keinen Vergleich mit einem naturwissenschaftlichen verträgt, auch nicht mit einem solchen, das neuerdings als mathematisch-naturwissenschaftliches 'Gedankenexperiment' bezeichnet worden ist. Dementsprechend führt Kant aus: 'Nun läßt sich zur Prüfung der Sätze der reinen Vernunft, vornehmlich wenn sie über alle Grenzen möglicher Erfahrung hinaus gewagt werden, kein Experiment mit ihren Objekten machen (wie in der Naturwissenschaft). Trotzdem ist er unbedenklich, den so zugestandenem Gegensatz gegen das experimentelle Verfahren der Naturwissenschaft in eine Konsequenz umzubilden. Denn er fährt fort: 'Also wird es nur mit Begriffen und Grundsätzen, die wir a priori annehmen, tunlich sein'. Wir sollen sogar anerkennen, daß es sich um ein Experiment handle, das mit dem 'synthetischen Verfahren der Chemiker . . . viel Ähnliches hat', obgleich die Chemie sonst von Kant nur als systematische Experimentallehre gedeutet wird, die niemals eigentliche Wissenschaft werden könne, weil ihre Prinzipien bloß empirisch und der Anwendung der Mathematik unfähig seien (W. IV 471). Es sei ein 'Experiment einer Gegenprobe der Wahrheit' und — erstaunlicherweise — zugleich eine Verifikation analog dem Verfahren, durch das Newtons Gravitationstheorie den von Kopernikus entdeckten Zentralgesetzen für die Bewegungen der Himmelskörper zu 'ausgemachter Gewisheit' verholfen habe. Das Experiment besteht nämlich nach Kant darin, daß die transzendente Dialektik die durch den analytischen Teil der Kritik notwendig gemachte Unterscheidung der Gegenstände als Erscheinungen von eben denselben Gegenständen als Dingen an sich bestätige und damit zeige, daß das, 'was wir anfangs zum Versuche annahmen, begründet sei'. 'Die Analysis des Metaphysikers', lesen wir, 'schied die reine Erkenntnis a priori in zwei sehr ungleichartige Elemente, nämlich die der Dinge als Erscheinungen, und dann der Dinge an sich selbst. Die Dialektik verbindet beide wiederum zur Einhelligkeit mit der notwendigen Vernunftidee des Unbedingten, und findet, daß diese Einhelligkeit niemals anders als durch jene Unterscheidung herauskomme, welche also die wahre ist' (vgl. W. VIII 552).

Mehrere Momente bedingen hier eine Verschiebung des ursprünglichen Gedankenzusammenhangs der Kritik der reinen Vernunft. Es

besagt an sich nicht viel, daß hier statt der im Werke selbst vorliegenden, auf dem Gegensatz von Rezeptivität und Spontaneität beruhenden, prinzipiellen Trennung der transzendentalen Ästhetik von der transzendentalen Logik, deren ersten Teil die Analytik ausmacht, eine Scheidung vorgenommen wird, welche die Ästhetik in die Analytik hineinbezieht und die so erweiterte Analysis der Dialektik gegenüberstellt. Dazu liegt in der Eigenart der Dialektik gegenüber jenen beiden grundlegenden Abschnitten ausreichender Grund. Wir begegnen dem Gedanken deshalb auch gelegentlich in dem Werk selbst, und auch späterhin wird er von Kant gelegentlich festgehalten (vgl. W. VIII 241). Immerhin entspricht diese Scheidung, wie noch genauer ersichtlich zu machen ist, eben nicht der Architektonik der Kritik. Direkt aber entscheidet gegen den Vergleich die Konsequenz, die Kant hier zu dessen Gunsten über das Verhältnis der erweiterten Analytik zur Dialektik ausspricht. Sie läßt sich mit der Beziehung, die sich aus der inneren Abhängigkeit der so getrennten Glieder des kritischen Gedankengangs ergibt und den ihr entsprechenden wiederholten Erklärungen Kants nicht vereinigen. Ihnen zufolge überzeugt die 'vollendete Kritik, daß alle Vernunft im spekulativen Gebrauche mit ihren Elementen niemals über das Feld möglicher Erfahrung hinauskommen könne, und daß die eigentliche Bestimmung dieses obersten Erkenntnisvermögens sei, sich aller Methoden und der Grundsätze derselben nur zu bedienen, um der Natur nach allen möglichen Prinzipien der Einheit, worunter die der Zwecke die vornehmste ist, bis in ihr Innerstes nachzugehen, niemals aber ihre Grenze zu überfliegen, außerhalb welcher für uns nichts als leerer Raum ist . . . Allein weil doch des Redens kein Ende wird, wenn man nicht hinter die wahren Ursachen des Scheines kommt . . ., so war es ratsam, gleichsam die Akten dieses Prozesses ausführlich abzufassen und sie im Archiv der menschlichen Vernunft zu Verhütung künftiger Irrtümer ähnlicher Art niederzulegen' (A 731f.). In diesen Erklärungen, auf die wir noch zurückkommen müssen, erscheint die Dialektik demnach weder als verifizierendes Experiment für das Resultat der 'Analysis', noch als dessen deduktive Begründung, sondern lediglich als die aus Zweckmäßigkeitsgründen ausführlich dargestellte unmittelbare Konsequenz der Analytik im engeren Sinne und mittelbare der Ästhetik. Gewiß läßt sich jene spätere Deutung Kants in den ursprünglichen Zusammenhang hineinlegen; aber es darf nicht behauptet werden, daß sie diesem Zu-

sammenhang als leitende Idee zugrunde liege. Bei alledem sei noch außer Acht gelassen, daß die Beziehung auf 'das Unbedingte, welches die Vernunft in den Dingen an sich selbst notwendig und mit allem Recht zu allem Bedingten, und dadurch die Reihe der Bedingungen als vollendet verlangt', hier von Kant zugunsten der ethischen Zweckbestimmung des Kritizismus schon im Vorwort so stark betont wird, wie dies ursprünglich kaum an rechter Stelle, d. i. im Anhang zur Elementarlehre (A 670f.) und im Kanon der Methodenlehre (A 825f.), geschieht.

Ich denke, es bedarf nach dem allen keines weiteren Beweises dafür, daß der ausgeführte Kopernikanische Vergleich noch weniger als Idee des Werks im Kantischen Sinne des Wortes angesehen werden kann, als der Gedanke, der, wie wir sahen, den Vergleich selbst eingegeben hat.

Es kann vielmehr nur noch unsere Aufgabe sein, diese Verschiebungen des ursprünglichen Ideenzusammenhangs durch historische Hypothesenbildung zu erklären. Für das letzterwähnte Moment der Ausführung haben wir eine solche Erklärung nicht weit zu suchen. Kant hatte durch die Kritik der reinen Vernunft den Eindruck erweckt, ein 'preußischer Hume' zu sein (Hamann); als der 'Alles Zermalmende' war er von Mendelssohn charakterisiert worden. Ihm selbst war inzwischen der positive Gehalt seiner Gedanken in spekulativer Hinsicht durch die Ausführung der Prolegomenen nähergerückt, und insbesondere in ethischer durch die inzwischen von ihm veröffentlichte Grundlegung zur Metaphysik der Sitten sowie die eben damals in der Ausarbeitung begriffene Kritik der praktischen Vernunft (W. V 489f.). So hatte er allen Grund, den 'positiven Nutzen' seiner Darlegung in der neuen Vorrede zu betonen, wie dies denn in ihr auch weiterhin (A² XXIVf.) geschieht. Zu den übrigen Verschiebungen sei vorweg bemerkt, daß sie vielleicht, wenn der Umstand, daß ihr spezieller Gehalt in Anmerkungen zum Vorwort enthalten ist, so gedeutet werden darf, als Zusätze letzter Hand anzusehen sind. Verschiedene Antriebe können zu ihnen geführt haben. Der zutreffende Gedanke, daß die ersten Versuche jener Umänderung der Denkart 'allemaal hypothetisch sind', mag wiederum ein Ausdruck der Erinnerung an eigenes inneres Erleben sein. Er kann sich gleichfalls auf das Jahr 1769, oder auf die Zeit beziehen, in der es Kant gelang, das Rätsel der Deduktion der Kategorien im Prinzip zu lösen. Anderes mag ihm den mehr als kühnen Vergleich seines kritischen Verfahrens mit der experimentellen naturwissenschaftlichen Methode nahegelegt

haben: etwa das Bewußtsein, durch seine transzendente Deduktion die Prinzipien aller Erfahrung, und damit auch aller Naturerkenntnis ergründet zu haben. Das hatte die Fragestellung der Prolegomenen, wie synthetische Urteile a priori der Naturwissenschaft möglich seien, direkt zum Ausdruck gebracht; die von ihm 1786 veröffentlichten 'Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft' hatten es sogar im einzelnen deutlich gemacht. Vielleicht hat auch eine Erinnerung an den vorkritischen Standpunkt mitgewirkt, auf dem ihm die Methode Newtons vorbildlich gewesen war (W. II 286 vgl. 97, 257). Doch auch hier stehen wir an der Grenze dessen, was eine objektive historische Erklärung fordert.

Besteht die Abweisung der bisher erörterten Deutungen für die Idee der Kritik der reinen Vernunft zu Recht, so bestätigt sie, daß wir den Weg zur Bestimmung dieser Idee, wie eingangs ausgeführt, ausschließlich in der ursprünglichen Bearbeitung des Werks suchen dürfen. Auch dieser Weg aber ist nicht ohne weiteres frei. Er ist vorerst durch die eingangs erwähnte dritte Gesamtauffassung versperrt, welche die Idee des spekulativen Kritizismus in dem von Kant sogenannten transzendentalen Idealismus findet.

Kant hat sich gegen die mißverständliche Deutung seiner Lehre als eines Idealismus schon in den Prolegomenen energisch gewehrt. Das hat nicht gehindert, daß sie auch späterhin als transzendentaler Idealismus charakterisiert wurde. Schon Jacobi war 1787 in der Beilage zu seiner Schrift über David Hume davon ausgegangen, daß 'die Kantische Kritik der reinen Vernunft auf den transzendentalen Idealismus gebaut sei', so zwar, daß dieser nicht nur die Grundlage, sondern die Seele derselben ausmache. Vielfach ist seitdem dieser Idealismus aufs neue als der Geist der spekulativen Lehre Kants angesehen worden.

Ich fasse demgegenüber schon früher von mir Ausgeführtes kurz, aber ergänzend und korrigierend zusammen.

Kant definiert den transzendentalen Idealismus als den 'Schlüssel zur Auflösung der kosmologischen Dialektik' mit den Worten: 'Wir haben in der transzendentalen Ästhetik hinreichend bewiesen, daß alles, was im Raume oder der Zeit angeschaut wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nichts als Erscheinungen, d. i. bloße Vorstellungen, sind, die so, wie sie vorgestellt werden, als ausgedehnte Wesen oder Reihen

von Veränderungen, außer unseren Gedanken keine an sich gegründete Existenz haben. Diesen Lehrbegriff nenne ich den transzendentalen Idealismus' (A¹ 518f.). Dementsprechend heißt es in der ursprünglichen Darstellung der psychologischen Paralogismen: 'Ich verstehe aber unter dem transzendentalen Idealismus aller Erscheinungen den Lehrbegriff, nach welchem wir sie insgesamt als bloße Vorstellungen, und nicht als Dinge an sich selbst ansehen, und dem gemäß Zeit und Raum nur sinnliche Formen unserer Anschauung, nicht aber für sich gegebene Bestimmungen oder Bedingungen der Objekte als Dinge an sich selbst sind. . . Für diesen transzendentalen Idealismus haben wir uns nun schon im Anfänge erklärt' (A¹ 369f.). Der transzendente Idealismus ist demnach die Formel für das Resultat der transzendentalen Ästhetik, nicht aber der Kritik der reinen Vernunft überhaupt. Auch andere Formulierungen der Kritik weisen ihm diese Stellung zu. So heißt es kurz vor dem eben angeführten Zusammenhang: 'Wir haben in der transzendentalen Ästhetik unleugbar bewiesen, daß Körper bloße Erscheinungen unseres äußeren Sinnes, und nicht Dinge an sich selbst sind' (A¹ 357). Ebenso wird der Lehrbegriff, den der Name zusammenfaßt, noch ohne den Namen selbst, am Schluß der transzendentalen Ästhetik als ihr Ergebnis ausgesprochen, das durch die Lehre von der 'transzendentalen Idealität' des Raumes und der Zeit, und demgemäß der Gegenstände der Sinne als Erscheinungen fundiert ist (A 59). In eben diesem Sinne bietet die Auflösung der Antinomien für Kant eine wichtige Ergänzung der transzendentalen Ästhetik. Denn sie macht es möglich (A¹ 534f.), die transzendente Idealität der Erscheinungen, die in der transzendentalen Ästhetik ursprünglich [abgesehen von der Schlußerörterung A¹ 46f.] 'durch direkten Beweis' gewonnen ist, 'indirekt zu beweisen'. Auch sonst wird dieser Idealismus in der Kritik selbst stets auf die transzendente Ästhetik bezogen. So in der ursprünglichen Fassung des summarischen Überschlages über die Ergebnisse der Analytik (A¹ 251 vgl. A 311); so auch in den kritischen Erörterungen gegen Leibnizens 'Intellektualisierung der Erscheinungen' (A 319f., 321f., 331f., 342).

In der schärfen Abwehr, die Kant in den Prolegomenen dem Mißverständnis seiner Lehre als eines Idealismus der Art Berkeleys zu Teil werden ließ, zeigt sich diese Stellung auf Grund der Abwehrtendenz allerdings etwas verschoben. Die kritischen Anmerkungen zum ersten Teil der kleinen Schrift, der die transzendente Ästhetik in der oben besprochenen

analytischen Wendung wiedergibt, beziehen den anscheinend 'offenbaren Idealismus' seiner Lehre wiederum auf das Resultat jener Ausführungen. Der 'von mir sogenannte Idealismus', entgegnet Kant, 'betraf . . . bloß die sinnliche Vorstellung der Sachen, dazu Raum und Zeit zu oberst gehören. Und von diesen, mithin überhaupt von allen Erscheinungen, habe ich nur gezeigt, daß sie nicht Sachen (sondern bloße Vorstellungsarten), auch nicht den Sachen an sich selbst angehörige Bestimmungen sind' (W. IV 293f., vgl. 336f.). Eben dahin zielt die Erklärung Kants, daß er gern wissen möchte, wie denn seine Behauptungen beschaffen sein sollten, 'damit sie nicht einen Idealismus enthielten' (W. IV 289). Kant bleibt sogar in dem Umkreis dieser ursprünglichen Gedanken, wenn er im Eifer der Polemik diese seine Konsequenz durch die Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten erläutert, also durch eine Analogie, die er im Hinblick auf seine Lehre von der Apriorität des Raums und der Zeit von vornherein abgewiesen hatte (A¹ 29). Er nimmt sie denn auch in den Schlüsselausführungen der Prolegomenen (W. IV 374f.) wieder zurück, und verschärft den Gegensatz noch in der späteren Bearbeitung der transzendentalen Ästhetik (A² 44). Auch in der weiteren Polemik gegen den ihm imputierten 'wirklichen' Idealismus der Art Berkeleys, der jederzeit eine mystische und schwärmerische Absicht habe, und deshalb verwerflich sei, bleibt diese Stellung des Lehrbegriffs bestehen. Sie wird sogar dem Göttingischen Rezensenten gegenüber mit allem Nachdruck hervorgehoben. So, wenn dieser Mißdeutung gegenüber gesagt wird, daß 'der Idealismus, auf den der Rezensent stieß und an welchem er auch hängen blieb, nur als das einzige Mittel, jene Aufgabe aufzulösen, in den Lehrbegriff aufgenommen worden sei (wiewohl er denn auch noch aus anderen Gründen seine Bestätigung erhielt)' (W. IV 377). Wir gewinnen sogar eine direkte Bestätigung dafür, daß es sich in diesem Lehrbegriff nicht um die Idee des Werks handeln kann, wenn Kant seinem Kritiker gegenüber erklärt: 'Lasset uns indessen doch zusehen, was denn das für ein Idealismus sei, der durch mein ganzes Werk geht, obgleich bei weitem noch nicht die Seele des Systems ausmacht' (W. IV 374). Es erübrigt sich deshalb, die weiteren Argumente durchzugehen, auf Grund deren Kant seinen Idealismus als das gerade Gegenteil des eigentlichen Idealismus gedeutet wissen will, und dementsprechend 'wider alle Zumutung eines Idealismus . . . bündig und einleuchtend protestiert'.

Dennoch geht Kant im Verlaufe seiner Polemik über diesen seinen ursprünglichen Standpunkt gelegentlich hinaus. Es ist fürs erste verständlich, daß er, um die Mißdeutung des Wortes 'transzendental' zu verhüten, die der Rezensent sich hatte zuschulden kommen lassen, erklärt, er nehme, ehe das Wort diese Mißdeutung 'noch fernerhin veranlasse . . ., diese Benennung lieber zurück und wolle ihn den kritischen genannt wissen' (W. IV 293, 375). Aber die neue Namengebung hat doch das Bedenkliche, daß sie dem Mißverständnis des transzendentalen Idealismus als der Grundidee des Systems, eben weil er hier als kritischer bezeichnet wird, neue Nahrung gegeben hat. Sachlich bedeutsamer ist eine zweite Verschiebung. In der Schlußerörterung der Prolegomenen wird der Idealismus, den Kant ablehnt, in sehr viel weiterer Bedeutung genommen. Er umfaßt dort 'alle echten Idealisten von der Eleatischen Schule an bis zum Bischof Berkeley', seltsamerweise also auch Berkeleys empirischen Idealismus, obgleich der Satz aller Idealisten in der Formel enthalten sein soll: 'Alle Erkenntnis durch Sinne und Erfahrung ist nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und Vernunft ist Wahrheit'. Dem so weit gefaßten Idealismus wird dann von Kant als Grundsatz, der seinen Idealismus durchgängig regiert und bestimmt', entgegengesetzt: 'Alle Erkenntnis von Dingen aus bloßem reinen Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein, und nur in der Erfahrung ist Wahrheit'. Damit aber wird dem transzendentalen Idealismus eine Fassung gegeben, die weit über das Resultat der transzendentalen Ästhetik hinaus, sogar durch die gesamte Kritik der reinen Vernunft hindurch reicht, also dem Mißverständnis, das Kant mitabwehren wollte, der transzendentalen Idealismus sei die Seele seines Systems, wiederum neue Quellen zuführt. Denn nur für den behutsamen Leser werden diese dadurch sofort verstopft, daß in der Auflösung des Gegensatzes, die Kant hier unmittelbar anschließt, wieder ausschließlich auf das Resultat der transzendentalen Ästhetik Bezug genommen wird, und zudem von dieser Verallgemeinerung ebenso wenig wie von der neuen Namengebung etwas in die zweite Bearbeitung des Hauptwerks eingeflossen ist.

Auch entwicklungsgeschichtliche Momente, die ausnahmsweise über den Rang bloßer Hypothesen hinausreichen, lassen sich gegen den Versuch, die Idee des spekulativen Kritizismus als transzendentalen Idealismus im Sinne Kants zu deuten, ins Feld führen. Es war schon zu erwähnen,

daß die Lehre von der sinnlichen Apriorität des Raums und der Zeit, sowie dementsprechend von den Gegenständen der Sinneswahrnehmung als Erscheinungen, also eben der später von Kant sogenannte transzendentalen Idealismus, nicht erst ein Ergebnis, sondern vielmehr die für Kant längst feststehende Voraussetzung seines kritischen Standpunktes ist. Denn diese Lehre ist mit allen entscheidenden Argumenten der später sogenannten transzendentalen Ästhetik bereits in der Dissertation vom Jahre 1770 enthalten, in dem letzten Ausweis also über den vorkritischen, dogmatischen Standpunkt des Philosophen. Dort ist sie jedoch, im Sinne des Kritizismus seit 1781 unkritisch, noch mit der Lehre verbunden, daß die reine Verstandeserkenntnis 'in ihrem dogmatischen Gebrauch' die Dinge als *Noumena* erkennen lasse, wie sie an sich sind. Kant faßt dort auf Grund dieses realen dogmatischen Verstandesgebrauchs den *mundus intelligibilis* als einen Inbegriff endlicher Substanzen, deren Wechselwirkung infolge ihrer Abhängigkeit von Gott durch eine allgemein bestimmte Harmonie bedingt ist, so daß, wenn es zulässig wäre, über die Grenzen apodiktischer Gewißheit hinauszugehen und sich auf das Meer mystischer Aufspürungen zu wagen, gesagt werden dürfe, Raum und Zeit seien die apriorischen sinnlichen Erscheinungsweisen, jener der göttlichen Allgegenwart, diese der Ewigkeit Gottes (W. II 406f.). Auf dem kritischen Standpunkt Kants haben sich diese dogmatischen Annahmen der Erkennbarkeit der Dinge an sich durch spekulative Vernunft in ihr konträres Gegenstück verwandelt.

Um diese Wandlung, und damit die Stellung des transzendentalen Idealismus zur Idee der Kritik der reinen Vernunft im Kantischen Sinne recht zu verstehen, ist noch auf ein zweites und drittes entwicklungsgeschichtliches Moment kurz einzugehen.

Fürs erste dürfen wir wiederum mit völliger Sicherheit annehmen, daß Kants phänomenalistische Deutung der sinnlichen Erkenntnis, der 1770 nur noch der Name des transzendentalen Idealismus fehlt, das Produkt der 'skeptischen Methode' ist, die späterhin der Lösung des Antimonienproblems zugrunde gelegt wird, jener kritischen Untersuchung also, derzufolge diese Antimonien unvermeidlich sind, solange die Erscheinungen für Dinge an sich genommen werden. Dafür entscheidet erstens das eigene Bekenntnis Kants, das in den von mir mitgeteilten sieben ersten Reflexionen zur Kritik der reinen Vernunft enthalten ist. Sie nennen, wie schon zu erwähnen war (S. 9), das Jahr 1769, das Jahr also vor der

Veröffentlichung der Dissertation *de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis* als den Zeitpunkt, der hier für Kant 'großes Licht brachte'. Wir kennen zudem das erste vordeutende Aufflackern dieses Lichts aus dem kleinen Aufsatz vom Jahre 1768 'Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raum', dessen wesentlicher Beweisgang in § 13 der Prolegomenen zugunsten des transzendentalen Idealismus umgebogen ist. Das bekunden drittens die von mir früher zusammengestellten Äußerungen des Philosophen, welche die allmähliche Entwicklung der skeptischen Methode in den Schriften und Briefen des Philosophen fast vom Beginn seiner literarischen Tätigkeit an bis 1768 erkennbar machen. Das bestätigt weiter Kant selbst durch den oben schon (S. 30) erwähnten Hinweis auf die indirekte Beweiskraft des kosmologischen dialektischen Scheins. Eine letzte, direkte und jeden Zweifel ausschließende Bestätigung hat die Annahme endlich in dem vor wenigen Jahrzehnten aufgefundenen, anfänglich seltsamerweise völlig mißverstandenen Brief Kants an Garve vom September 1798 gebracht. Hier erklärt Kant einer irreführenden Vermutung Garves gegenüber: 'Die Antimonie der reinen Vernunft . . . war es, welche mich aus dem dogmatischen Schlummer zuerst aufweckte und zur Kritik der Vernunft selbst hintrieb, um das Skandal des scheinbaren Widerspruchs der Vernunft mit ihr selbst zu heben' (W. XII 255).

Ist damit der transzendente Idealismus als Voraussetzung der Kritik gesichert, so zeigt das dritte hier in Betracht kommende Moment, weshalb er auf Grund des eigentlich kritischen Gehalts der spekulativen Kritik nicht als deren Idee in Frage kommen kann. Auch hier bleiben wir glücklicherweise auf sicherem Boden. Offenbar nämlich dürfen wir jenen eigentlich kritischen Gehalt nur in dem suchen, was die Kritik der reinen Vernunft von dem Dogmatismus der Dissertation des Jahres 1770 trennt. Darüber gibt uns nicht lediglich, wie nunmehr bald zu zeigen, das Werk selbst sicheren Aufschluß. Wir können jenen Gehalt schon aus der Problemstellung gewinnen, die Kant nach harter, noch fast ein Jahrzehnt andauernder Arbeit allmählich über den Standpunkt der Dissertation hinausführt. Ich komme auf diese viel erörterte Problemstellung nur so weit zurück, wie hier erforderlich ist. Es war schon zu berühren, daß Kant in der Dissertation von 1770 noch einen realen dogmatischen Gebrauch des reinen Intellekts, d. i. 'des oberen Seelenvermögens' (W. II 393), annimmt, vermöge dessen wir durch die intellektuellen Begriffe, wie 'Mög-

lichkeit, Existenz, Notwendigkeit, Substanz, Kausalität usw.' (W. II 395), die Dinge erkennen, nicht wie sie in der Sinnlichkeit erscheinen ('*uti apparent*'), sondern wie sie sind ('*sicuti sunt*'). Die Möglichkeit dieser Erkenntnis des *mundus intelligibilis* war auch damals noch für Kant eine selbstverständliche Voraussetzung. Auf sie bezieht sich die Problemstellung in dem mehrfach schon angezogenen Briefe an Marcus Herz (W. X 123f). Kant schreibt dort 'Ich hatte gesagt: Die sinnlichen Vorstellungen stellen die Dinge vor, wie sie erscheinen, die intellektualen, wie sie sind. . . Ich hatte mich in der Dissertation damit begnügt, die Natur der Intellektualvorstellungen bloß negativ auszudrücken, daß sie nämlich nicht Modifikationen der Seele durch den Gegenstand wären' (vgl. Rfl. II Nr. 6). So fragte er sich 'selbst: Auf welchem Grunde beruht die Beziehung desjenigen, was man in uns Vorstellung nennt, auf den Gegenstand?' Denn unser Verstand ist durch seine Vorstellungen weder die Ursache des Gegenstandes *in sensu reali*, wie etwa der *intellectus archetypus* Gottes oder in den Zwecken der Moral oder im Größenbegriff der Mathematik, noch, wie für die Sinnlichkeit, der Gegenstand die Ursache der Verstandesvorstellungen. Woher demnach die Übereinstimmung dieser Verstandesvorstellungen, die auf unserer inneren Tätigkeit beruhen, mit ihren Gegenständen im Verhältnis der Qualitäten [d. i. im Gegensatz zur Mathematik]? Zu dieser Frage gestaltet sich ihm das Bewußtsein, daß ihm 'noch etwas Wesentliches mangle, welches er bei seinen langen metaphysischen Untersuchungen, sowie Andere, aus der Acht gelassen hatte, und welches in der Tat den Schlüssel zu dem ganzen Geheimnis der bis dahin sich selbst noch verborgenen Metaphysik ausmacht'. Sie erst eröffnet den Weg zu dem kritischen Standpunkt, den die Kritik der reinen Vernunft für die spekulative Vernunft begründet.

Auch der transzendente Idealismus ist somit nicht als Ausdruck der Idee der Kritik der reinen Vernunft anzusehen.

Wir kommen nach dem allen zur Bestimmung der Idee des spekulativen Kritizismus auf das Verfahren, das Kant, wie wir sahen, selbst vorgeschrieben hat. Wir haben aus dem 'Schema' des Werks, d. i. aus dem organischen Zusammenhang, den die Elementarlehre der Kritik der reinen Vernunft aufweist, die ihm zugrunde liegende Idee abzuleiten.

Nicht umsonst ergreift Kant jede Gelegenheit, auf die architektonische Einheit der reinen Vernunft, und damit seiner kritischen Untersuchung aufmerksam zu machen. So im Vorwort und der Einleitung zur ersten Auflage (A¹ XIII, 13, vgl. A² XXIII); so in jedem der beiden Teile der transzendentalen Elementarlehre, der transzendentalen Ästhetik (A 58) und der transzendentalen Logik, sowohl der Analytik (A 89f., 106, 294, 316f., 324) als der Dialektik (A 394, 435, 502, 505, 508f.), und insbesondere in der Methodenlehre (A 790, 814, 860, 870, 873, 875). Ähnlich so in den Prolegomenen. In ihnen hebt Kant den organischen Gliederbau des Hauptwerks im Hinblick auf dessen synthetische Konstruktion sogar besonders hervor: 'Reine Vernunft ist eine so abgesonderte, in ihr selbst so durchgängig verknüpfte Sphäre (vgl. A 790 u. ö.), daß man keinen Teil derselben antasten kann, ohne alle übrigen zu berühren, und nichts ausrichten kann, ohne vorher jedem seine Stelle und seinen Einfluß auf den anderen bestimmt zu haben; weil, da nichts außer derselben ist, was unser Urteil innerhalb berichtigen könnte, jedes Teiles Gültigkeit und Gebrauch von dem Verhältnisse abhängt, darin er gegen die übrigen in der Vernunft selbst steht, und wie bei dem Gliederbau eines organisierten Körpers der Zweck jedes Gliedes nur aus dem vollständigen Begriff des Ganzen abgeleitet werden kann'. Deshalb mußte das Werk selbst durchaus nach synthetischer Lehrart abgefaßt sein, damit die Wissenschaft alle ihre Artikulation als den Gliederbau eines ganz besonderen Erkenntnisvermögens in seiner natürlichen Verbindung vor Augen stelle' (W. IV 263, vgl. 329, 365, 473, V 10, W. H. VIII 581).

Von entscheidender Bedeutung für diesen synthetischen Gliederbau ist der Zusammenhang der transzendentalen Logik, also der Untersuchung über den Ursprung, den Zusammenhang und die Gültigkeit der 'Funktionen' der Spontaneität, d. i. des Verstandes oder der Vernunft in dem Sinne, in dem Kant diese beiden Ausdrücke als gleichbedeutend für das 'obere Erkenntnisvermögen' zu nehmen pflegt. Auf den Bau der transzendentalen Ästhetik haben wir später einzugehen.

Die Grundzüge des Plans für den architektonischen Zusammenhang der transzendentalen Logik entnimmt Kant, wie schon diese Bezeichnung an die Hand gibt und die einleitenden Erörterungen zur Analytik des weiteren bezeugen, formell der Logik. In der Tat beruft sich Kant für die

Ableitung der reinen Verstandesbegriffe aus den Urteilsfunktionen im wesentlichen auf die 'gewohnte Technik der Logiker', und paßt auch die Ableitung der Ideen der reinen Vernunft im engeren Sinne der überlieferten Gliederung der Schlußformen an. Dementsprechend wird im Vorwort zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft der Logik das bekannte Lob erteilt, sie habe seit Aristoteles keinen Schritt rückwärts tun dürfen und keinen vorwärts tun können.

So einfach liegt die Sache jedoch nicht. Die 'allgemeine reine' Logik, von der Kant ausgeht, enthält ihm zufolge als reine Logik 'keine empirischen Prinzipien'; sie hat es vielmehr 'mit lauter Prinzipien a priori tun'. Das aber ist eine Eingrenzung der Logik, die nicht aus ihrem historischen Bestande, sondern aus Kants Fassung des Apriori stammt. Sie ist in diesem Sinne nicht nur der eklektischen Logik seiner Zeit, auch nicht lediglich der Verunstaltung des eigentlich Logischen durch psychologische, metaphysische und anthropologische Einmischungen überhaupt (A² X) entgegengesetzt, sondern hebt die gesamte logische Untersuchung auf ein neues Niveau. Es ist eine für den kritischen Zweck umgeprägte Logik. Nur in dieser Einschränkung auf die apriorischen Prinzipien des Denkens kann sie der transzendentalen Logik zum Ausgangspunkt dienen, da die Psychologie für die kritische Einengung auf das Apriori unserer Erkenntnis, soweit sie empirische Psychologie ist, jede Hilfe versagt, und die rationale Psychologie als dogmatisches Scheingebilde überhaupt keine Unterstützung gewähren kann (A¹ 381, A 876, W. IV 471). Aber auch die so begrenzte reine und allgemeine Logik ist weit davon entfernt, das Gerüst für den Aufbau der transzendentalen liefern zu können. Sie ist dazu nicht einmal imstande, sofern sie — in Kants Namengebung als Analytik — den Kanon des Verstandes und der Vernunft in Ansehung des Formalen ihres Gebrauchs bildet, und damit von allem Inhalt, also auch von aller Verschiedenheit der Gegenstände abstrahiert. Denn die transzendente Logik geht ihrer Idee nach lediglich auf die Verstandes- und Vernunftbegriffe, durch die wir 'Gegenstände völlig a priori denken' (A 81); sie geht also nicht auf die empirischen sowohl als die reinen Vernunftbegriffe ohne Unterschied. Das Gerüst hält also in der Tat nicht einmal Stand, sofern es der nach Kant allgemeinen und reinen Logik entnommen ist, auf die allein sich sein oben erwähntes Lob bezieht. Noch weniger paßt die Logik für die dialektischen Zwecke der Kritik. Den Begriff der logischen Dialektik als der 'Logik des Scheins'

hat Kant in die logische Überlieferung hineinkonstruiert. Selbst aber, wenn es 'von jeher, schon bei den Alten' eine solche Dialektik gegeben hätte, um den Mißbrauch der Logik, die doch nur einen Kanon für das Denken abgeben könne, als Organon zur Erweiterung unserer Erkenntnis zu bekämpfen, bliebe offenbar, daß die transzendente Dialektik ganz andere Aufgaben zu erfüllen hat. Denn sie richtet sich gegen den transzendentalen Schein, der entsteht, wenn wir den Maximen der Vernunft Gehör geben, die uns, wie ohne Kritik unvermeidlich, zu der Illusion verleiten, 'die subjektive Notwendigkeit einer gewissen Verknüpfung unserer Begriffe . . . für eine objektive Notwendigkeit der Bestimmung der Dinge an sich selbst zu halten' (A 353). Das Bindeglied zwischen der allgemeinen und transzendentalen Logik besteht demnach lediglich in der nach Kant für beide gesicherten Apriorität der Handlungen des reinen Denkens, sowie in dem Recht, die Begriffe, die sich a priori auf Gegenstände beziehen, aus den logisch überlieferten formalen Urteils- und Schlußweisen des reinen Denkens abzuleiten. Das Band wird völlig locker und schlingt sich nicht von der allgemeinen zur transzendentalen Logik, sondern wird durch Kant von dieser zu jener geschlungen, soweit der Unterschied der Analytik und Dialektik in Betracht kommt. Als transzendente Logik endlich steht sie zu der kanonischen schon dadurch in Gegensatz, daß sie eben nicht von allem Inhalt der Erkenntnisse abstrahiert, weil sie die empirischen Erkenntnisse ausschließt, also auch in ihrer Weise auf den Ursprung der apriorischen Erkenntnis eingehen muß, 'mit dem die allgemeine Logik nichts zu tun hat'. Vor allem aber ist sie deshalb von dieser geschieden, weil ihre apriorische Erkenntnis als transzendente von ganz besonderer Art ist. Denn nicht 'eine jede Erkenntnis a priori sondern nur die, dadurch wir erkennen, daß und wie gewisse Vorstellungen (Anschauungen oder Begriffe) lediglich a priori angewandt werden oder möglich sind', darf 'transzendental heißen' (A 80).

Das logische Gerüst, mit dem Kant den Bau seiner transzendentalen Logik umgeben hat, verrät demnach dessen innere Anordnung nur so weit, wie der Unterschied der reinen Verstandes- und der reinen Vernunftbegriffe auf die Verschiedenheit der Urteils- und Schlußformen bezogen ist. Im übrigen sind wir auf die Einsicht in die Architektonik dieses Baues selbst angewiesen. Diese aber bezeugt deutlich einen ganz anderen Ursprung. Ihr Grundriß ist der Metaphysik, letztlich der reinen Vernunft selbst entnommen und nach transzendentaler Methode (vgl. S. 67f.) entworfen.

Sie zeigt ihre Artikulation vorerst in der Differenz der reinen Begriffe des Verstandes und der Ideen der reinen Vernunft als des obersten Erkenntnisvermögens, von der die allgemeine Logik gleichfalls nichts wissen kann. Allerdings ist — schon im Hinblick auf den Zusammenhang der Schlüsse mit den Urteilen — gewiß, 'daß nur der Verstand es ist, aus welchem reine und [wie Kant unbedenklich ist, trotz der oben angeführten engeren Bestimmung des Transzendentalen zu sagen] transzendente Begriffe entspringen können, daß die Vernunft eigentlich gar keinen Begriff erzeuge (A 435, vgl. die Vorrede zur Kr. d. U. W. V 167). Aber es wäre falsch, daraus zu entnehmen, daß die Vernunft kein eigener Quell von Begriffen und Urteilen sei, die lediglich aus ihr entspringen. Sie ist kein bloß subalternes Vermögen, gegebenen Erkenntnissen eine logische Form zu geben, sondern gleichfalls ein 'transzendentales', d. h. es gibt von ihr wie vom Verstande auch einen 'realen Gebrauch, da sie selbst den Ursprung gewisser Begriffe und Grundsätze enthält, die sie weder von den Sinnen, noch vom Verstande entlehnt' (A 355, 362). Denn ihre Grundbegriffe gehen im Unterschiede von den Verstandesbegriffen 'jederzeit nur auf die absolute Totalität in der Synthesis der Bedingungen und endigen niemals als bei dem schlechthin, das ist in jeder Beziehung Unbedingten' (A 382). Kurz, die Ideen sind 'Begriffe des Unbedingten, sofern es einen Grund der Synthesis des Bedingten enthält' (A 379). Ist es gestattet, eine von Kant selbst nicht verwertete Analogie heranzuziehen, so läßt sich sagen, daß sie ebenso eine eigene Handlung der Spontaneität voraussetzen, wie die Ableitung der je dritten Kategorie aus den beiden vorhergehenden einen 'besonderen Akt des Verstandes erfordern' (A² 111, vgl. W. IV 325 Anm.). Kant hatte ein gutes Recht, auf diesen Unterschied nachdrücklich hinzuweisen, wie dies kurz einmal in seiner Auseinandersetzung mit Hume (A 793) und energischer noch in den Prolegomenen geschieht (W. IV 326, 328f.). Denn die Erkenntnisfolgen dieses, dem Wesen des oberen Erkenntnisvermögens entnommenen Unterschiedes sind es, die für Kant die transzendente Logik in Analytik und Dialektik scheiden. Die reinen Verstandesbegriffe und die ihnen entsprechenden Grundsätze halten sich ganz und gar in den Schranken möglicher Erfahrung; die Ideen und Grundsätze der reinen Vernunft gebieten dagegen, diese Grenzen zu überschreiten. Jene sind immanent, diese transzendent (A 873); jene sind, wie Kant auch sagt, nur von empirischem, diese dagegen [in dritter Wendung des Wortes] von trans-

zendentalem Gebrauch (A 352). Die ausführliche Begründung dieses prinzipiellen Unterschiedes bedingt den Gliederbau der transzendenten Logik. Er entspricht 'der besonderen Einheit aller reinen [Verstandes- und Vernunft-] Erkenntnis a priori', und ist demgemäß in der 'ursprünglichen Idee der Metaphysik als derjenigen Philosophie, welche jene Erkenntnis in dieser systematischen Einheit darstellen soll' (A 873), selbst vorgeschrieben.

Damit haben wir den Schematismus der transzendenten Logik gefunden. Der Gliederbau des oberen Erkenntnisvermögens ist nicht, der allgemeinen Logik entnommen, sondern aus der ursprünglichen Idee der Metaphysik entwickelt, die sich für Kant in die Ontologie, die rationale Psychologie, die rationale Kosmologie und rationale Theologie scheidet (A 874; vgl. A² 395 Anm.). Denn die Metaphysik des spekulativen Vernunftgebrauchs ist ihrer Idee nach das Abbild des inneren Zusammenhangs der reinen spekulativen Vernunft. Freilich brächte es das Schicksal der Vernunft mit sich, daß sie, 'durch Fragen belästigt', die sie nicht abweisen kann, angeregt durch die Triebfedern des religiösen und moralischen Bewußtseins, verleitet durch den Reiz, ihre Erkenntnis zu erweitern, und durch die Zuversicht auf ihre Macht eingenommen, meint, auf spekulativem Wege über die Grenzen aller Erfahrung hinausgehen zu können (A¹ VII f., A 8, 88 r). Diese Meinung hat die Metaphysik zum 'Kampfplatz endloser Streitigkeiten' gemacht (A¹ VIII, 877). So entsteht die 'Aufforderung an die Vernunft, das beschwerlichste aller ihrer Geschäfte, nämlich das der Selbsterkenntnis, aufs neue zu übernehmen, und einen Gerichtshof einzusetzen, der sie bei ihren gerechten Ansprüchen sichert, dagegen aber alle grundlosen Anmaßungen ... nach den ewigen und unwandelbaren Gesetzen der Vernunft abfertigen könne' (A¹ XI). Dieser Aufforderung entsprechend entscheidet die transzendentale Analytik in noch zu erörterndem Sinne über das Schicksal der Ontologie; sie muß der Analytik des reinen Verstandes Platz machen (A 303). Ebenso entscheidet die transzendentale Dialektik in ihren drei Hauptstücken über die rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie.

Weiter allerdings als für die Grundgliederung der transzendenten Logik reicht das Vorbild der Metaphysik nicht. Die spezielle Ordnung der einzelnen Bestandteile des kritischen Schiedsspruchs ist anders orientiert: nicht mehr metaphysisch, und nur für die erste Linienführung logisch.

Im übrigen entscheidet für Kant, wie nunmehr zu zeigen, hier lediglich der Gliederbau der reinen Vernunft selbst.

Wir folgen dem äußeren Schematismus des Werks, wenn wir die transzendentale Analytik in die beiden Bücher der kritischen Untersuchung der Begriffe sowie der Grundsätze des reinen Verstandes im engeren Sinne zerlegen, des reinen Verstandes also im Unterschiede von der reinen Vernunft als dem obersten Erkenntnisvermögen. Wir weichen von dem Äußeren dieses Schemas zugunsten des inneren Zusammenhangs in etwas ab; wenn wir das 'Hauptstück' über Phänomene und Noumena und den 'Anhang' über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe als drittes Buch fassen. Denn jenes ist nach Kants eigener Erklärung, wie wir schon sahen, ein 'summarischer Überschlager der Auflösungen der Analytik' überhaupt, und dieser kennzeichnet sich ebenfalls als eine ergänzende, wenn schon wesentlich 'kritisch gerichtete Abschlusserörterung'.

Den logischen Ausgangspunkt für die Analytik der Begriffe, d. i. der Kategorien als der 'ursprünglich reinen Begriffe der Synthesis, die der Verstand a priori in sich enthält' (A 106), bildet, wie bereits angedeutet, die von Kant aufgenommene, unwesentlich revidierte Urteilstafel. Sie ist der Leitfaden für die Entdeckung der reinen Verstandesbegriffe. Sie legt dar, daß die Kategorientafel vollständig ist und ihre Glieder das ganze Feld des reinen Verstandes gänzlich ausfüllen (A 89). Damit aber hört auch für die spezielle Gliederung der Einfluß des Logischen auf. Denn nachdem diese Ableitung, die von Kant späterhin sogenannte 'metaphysische Deduktion' (A² 159), vollzogen ist, kommt nicht mehr der logische Ableitungsgrund, sondern lediglich das transzendentale Ergebnis seiner kritischen Umformung, d. i. die Kategorientafel selbst, in Betracht. Sie macht 'alle Behandlung eines jeden Gegenstandes der reinen Vernunft selbst wiederum systematisch und gibt eine ungezweifelte Anweisung oder Leitfaden ab, wie und durch welche Punkte der Untersuchung jede metaphysische Betrachtung, wenn sie vollständig werden soll, müsse geführt werden; denn sie erschöpft alle Momente des Verstandes, unter welcher jeder andere Begriff gebracht werden muß' (W. IV 325). Sie wird dementsprechend zur Seele des gesamten Schematismus für das obere Erkenntnisvermögen, nicht nur der Kritik der reinen Vernunft und der ihr entsprechenden Metaphysik der Natur, für die Kant dies speziell ausführt (W. IV 325; vgl. A² 110), sondern ähnlich so auch für die Kritiken der

praktischen Vernunft und der Urteilskraft. Sie ist als Abbild des elementaren Gliederbaus der reinen Vernunft überhaupt 'im theoretischen Teile der Philosophie... unentbehrlich, den Plan zum Ganzen einer Wissenschaft, sofern sie auf Begriffen a priori beruht, vollständig zu entwerfen und sie systematisch nach bestimmten Prinzipien abzuteilen' (A² 109).

Die Bedeutung der Kategorientafel greift jedoch tiefer. Das Prinzip der transzendentalen Umformung, durch die sie gewonnen wird, ist nicht nur die Vorstufe für den weiteren Aufbau der transzendentalen Analytik, sondern auch die unerläßliche Bedingung für den zweiten Teil der Analytik der Begriffe, für die von Kant von vornherein als transzendente Deduktion der Kategorien bezeichnete Untersuchung, auf deren entwicklungsgeschichtliche Grundlage schon hinzuweisen war, und deren Bedeutung für die Gesamtidee noch spezieller zu erörtern sein wird. Die Abhängigkeit dieser transzendentalen von der 'metaphysischen' Deduktion hebt Kant insbesondere in den Prolegomenen hervor: 'Das Wesentliche aber in diesem System der Kategorien... besteht darin, daß vermittelt derselben die wahre Bedeutung der reinen Verstandesbegriffe und die Bedingung ihres Gebrauchs genau bestimmt werden konnte' (W. IV 324). Ebenso urteilt Kant daselbst in der kritischen Auseinandersetzung mit Hume. Er habe zuerst versucht, ob sich nicht der Einwurf Humes, daß der Begriff der Ursache durch die Vernunft a priori gedacht, und deshalb nicht bloß auf Gegenstände der Erfahrung eingeschränkt sei, allgemein vorstellen ließe, und bald gefunden, daß dieser bei weitem nicht den einzigen Begriff bilde, durch den der Verstand a priori sich Verknüpfungen der Dinge denke, daß vielmehr die Metaphysik ganz und gar daraus bestehe (W. IV 260; vgl. A 795). 'Ich suchte mich', heißt es weiter, 'ihrer Zahl zu versichern, und da mir dieses nach Wunsch, nämlich aus einem einzigen Prinzip, gelungen war, so ging ich an die [transzendente] Deduktion der Begriffe..., die meinem scharfsinnigen Vorgänger unmöglich schienen, die niemand außer ihm sich auch nur hatte einfallen lassen'.

Der Schematismus der Kategorientafel bestimmt somit wie den architektonischen Zusammenhang der Elemente des reinen Verstandes, so das Ergebnis der transzendentalen Deduktion; er sichert demgemäß auch die kritischen Resultate für die Analytik der Grundsätze. Letzteres bedarf keiner Ausführung. Die transzendentalen Schemata, welche die Anwendung der reinen Verstandesbegriffe auf das Mannigfaltige der Sinnlichkeit möglich

machen, werden 'nach der Ordnung der Kategorien' dargestellt (A 181, 184); ebenso gibt die Kategorientafel 'die ganz natürliche Anweisung zur Tafel der Grundsätze' (A 200).

Nicht anders steht es um die Schlußerörterungen der transzendentalen Analytik, die wir als deren dritte Abteilung zusammenfassen wollten. In der Erörterung über die Phänomene und Noumena nimmt Kant allerdings nur Anlaß, für die Zwecke seines Überschlages über die Resultate der Analytik auf eine scheinbare Unvollständigkeit in der Bestimmung der Kategorien zurückzukommen (A² 240f., A² 300). Bedeutsamer dagegen ist der Einfluß des Systems der reinen Verstandesbegriffe in der transzendentalen Überlegung der 'Vergleichungsbegriffe'. Schon für die Ableitung dieser Reflexionsbegriffe die Kategorientafel, wie in den Prolegomenen besonders hervorgehoben wird, maßgebend (A 325; W. IV 326). Vor allem aber durchsetzt daraufhin ihr Einfluß die Einzelausführungen der transzendentalen Topik und die polemischen Erörterungen über Leibniz' intellektuales System der Welt.

Es erübrigt sich nach dem allen, auf den Schematismus der zweiten Abteilung der Kritik der reinen Vernunft, der transzendentalen Dialektik, genauer einzugehen. Kant selbst hat in der mehrfach zitierten Bemerkung der Prolegomenen (W. IV 325) auf die Funktion der Kategorientafel für diesen Aufbau aufmerksam gemacht, und die von ihm dort angeführten Belege lassen sich leicht vermehren (A 379f., 392, 399, 406; A² 396; 404; A² 416f., 419). Es ist nur zu beachten, daß diese Funktion sich mit den Einflüssen kreuzt, die durch das Vorbild der hier geprüften speziellen metaphysischen Disziplinen, der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie, bedingt sind. Direkt, sogar ausschließlich bestimmend sind diese metaphysischen Einflüsse allerdings letzter Hand (vgl. Rf. II 1573) nur für die Gliederung der Gottesbeweise aus spekulativer Vernunft geworden. In der Kritik der beiden anderen Disziplinen überwiegen Einflüsse der eigenen Entwicklung Kants zum transzendentalen Idealismus. Für die Formung und die kritische Auflösung des Antinomienproblems der rationalen Kosmologie haben wir schon oben (S. 34) das skeptische Verfahren, das zu jenem Idealismus führte, maßgebend gefunden. Etwas anders verhält es sich mit der Kritik der rationalen Psychologie. Die Formung ihrer Paralogismen gehört, wie die Ausgestaltung der transzen-

dentalen Analytik und die Prüfung der Gottesbeweise, zu dem eigentlich kritischen Bestande des Werks. Wird doch der dogmatische Gebrauch der intellektuellen Begriffe in der Dissertation von 1770 noch durch Berufung auf die überlieferte Ontologie und die rationale Psychologie erhärtet (W. II 395), ebenso wie eine rationale Theologie damals für Kant noch die intellektuellen Prinzipien für den *mundus intelligibilis* erkennbar machte (W. II 406 f.). Nur für den vierten psychologischen Paralogismus kommt der transzendente Idealismus direkt in Betracht (A¹ 368 f.). Aber wir gehen doch schwerlich irre, wenn wir annehmen, daß die Aufdeckung der Erschleichungen, die dem logischen Subjekt der Apperzeption das transzendente Subjekt unterschieben, nach Analogie der Erschleichungsfehler konstruiert ist, wie sie in dem letzten Abschnitt der Dissertation als Glieder des damals von Kant geübten antinomischen Verfahrens aufgeführt werden. Das hat sich auch durch die Ausführungen seines damaligen Schülers Marcus Herz in dessen *Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit* (1771) bestätigen lassen. Vielleicht weisen auf eben jenes Verfahren Kants auch die drei dialektischen Fragen in der ersten Bearbeitung der Kritik der rationalen Psychologie (A¹ 384 f.) hin, die sich dem Schema der Kategorientafel offensichtlich noch weniger einfügen ließen, als die Erschleichungen, welche die transzendente Topik (A 324 f.) behandelt.

Bedeutsamer ist für unseren Zweck, Einsicht in das Verhältnis der transzendentalen Dialektik zur transzendentalen Analytik zu gewinnen. Wir ergänzen damit zugleich die Bedenken, die wir gegen Kants Bestimmung dieses Zusammenhangs im Vorwort zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft erheben mußten (S. 26 f.). Kant hat es seinen Lesern nicht ganz leicht gemacht, die Beziehung der beiden Hauptabschnitte der transzendentalen Logik in seinem Sinne zu verstehen. Drei verschiedene und verschieden betonte Gedankenreihen fließen in seiner Darstellung zusammen. Zwei von ihnen bleiben innerhalb des Gebiets der spekulativen Vernunft als des obersten Erkenntnisvermögens; die dritte geht auf die Beziehung der spekulativen Vernunft zur praktischen. Von jenen beiden, zieht die eine die negativen Konsequenzen aus dem Resultat der transzendentalen Analytik, während die andere die positiven Bestimmungen beleuchtet, die der Vernunft als dem obersten Erkenntnisvermögen zukommen. Die dritte endlich ist darauf angelegt, den negativen Charakter des ersten der beiden spekulativen Momente einzuschränken, indem sie

die Position für die praktische Vernunft, die durch diese Negation frei wird, in das rechte Licht stellt. Am stärksten betont ist, entsprechend dem kritischen Gesamtcharakter der Dialektik, die negative spekulative Konsequenz.

Diese verschränkten Beziehungen lassen sich vielleicht am besten verdeutlichen, wenn wir zuerst Kants eigene Äußerungen über das Verhältnis der beiden Abschnitte der transzendentalen Logik zusammenstellen. Beide spekulativen Momente, das negative betont, das positive dagegen nur in der Richtung auf die 'subjektive' Deduktion der Ideen (A 393, 386) angedeutet, finden wir in der Erklärung: 'Der Ausgang aller dialektischen Versuche der reinen Vernunft bestätigt nicht allein, was wir schon in der transzendentalen Analytik bewiesen, nämlich, daß alle unsere Schlüsse, die uns über das Feld möglicher Erfahrung hinausführen wollen, trügerlich und grundlos sind; sondern er lehrt uns zugleich dieses Besondere, daß die menschliche Vernunft dabei einen natürlichen Hang habe, diese Grenze zu überschreiten, daß transzendente Ideen ihr ebenso natürlich sind, als dem Verstande die Kategorien; obgleich mit dem Unterschiede, daß, so wie die letzteren zur Wahrheit, d. i. der Übereinstimmung unserer Begriffe mit dem Objekte, führen, die ersteren einen bloßen, aber unwiderstehlichen Schein bewirken, dessen Täuschung man kaum durch die schärfste Kritik abhalten kann' (A 670). Stärker hervorgehoben, wenschon gedämpft durch die Schlußwendung, wird das positive Moment in der anschließenden Erklärung: 'Alles was in der Natur unserer Kräfte gegründet ist, muß zweckmäßig und mit dem richtigen Gebrauche derselben einstimig sein, wenn wir nur einen gewissen Mißverstand verhüten und die eigentliche Richtung derselben ausfindig machen können. Also werden die transzendentalen Ideen allem Vermuten nach ihren guten, und folglich immanenten Gebrauch haben, obgleich, wenn ihre Bedeutung verkannt und sie für Begriffe von wirklichen Dingen genommen werden, sie transzendent in der Anwendung, und eben darum trügerlich sein können'. Noch mehr tritt das negative Moment, aber gemischt mit dem positiven spekulativen und zugleich mit Andeutung des ethischen, in den oben schon (S. 27) zitierten Schlußworten der transzendentalen Dialektik zu Tage. Dort erscheint die transzendente Dialektik sogar lediglich als eine Konsequenz der transzendentalen Deduktion der Kategorien, so daß ihre umfassende Ausgestaltung fast einer Entschuldigung bedarf. Neu sind gegen-

über der Analytik die positive ethische und die positive spekulative Bestimmung der reinen Vernunft. Jene tritt wiederholt, wie in dem oben erwähnten Zusammenhang (A 670) andeutungsweise in der 'Einheit der Zwecke', als Folge von dieser auf, in anderem Zusammenhange aber auch als Folge des negativen spekulativen Ergebnisses. Andererseits erscheint das ethische Moment so durchaus als letzter Zweck der Metaphysik, für welche die Kritik der reinen Vernunft doch nur die Grundlage schaffen soll, daß die beiden spekulativen Momente erst von ihm aus das rechte Licht erhalten. Diese beiden selbst aber sind noch enger, als oben zum Ausdruck gebracht werden durfte, aneinander gebunden. Sie sind schließlich nur zwei Seiten eines und desselben Gedankens.

Ganz deutlich wird dies erst, wenn wir von den Äußerungen Kants zu seiner eigenen Darstellung in der transzendentalen Dialektik übergehen. Die engste Aufgabe der transzendentalen Dialektik liegt darin, daß die eigenartige Erkenntnisfunktion der Vernunft gegenüber dem Verstande bestimmt werden soll. Ihre Lösung hängt an dem früher schon (S. 39) erörterten Nachweis des selbständigen Ursprungs der Ideen als 'nicht bloß reflektierter, sondern geschlossener Begriffe' (A 366), also an der subjektiven Deduktion der Ideen. Wir fügen hier, das früher Beigebrachte ergänzend, hinzu, daß die Vernunft im engsten Sinne das Vermögen der Prinzipien schlechthin ist, d. h. der synthetischen Erkenntnisse aus Begriffen, die eben deswegen durch keine reine Anschauung oder mögliche Erfahrung eingeschränkt sind (A 357). Sie geht demnach 'niemals zunächst auf Erfahrung oder auf irgendeinen Gegenstand, sondern auf den Verstand, um den mannigfaltigen Erkenntnissen desselben Einheit a priori durch Begriffe zu geben, welche Vernunftseinheit heißen mag und von ganz anderer Art ist, als sie von dem Verstande geleistet werden kann' (A 359). Der Verstand bezieht sich durch die Synthesis der Einbildungskraft auf Grund der Einheit der Apperzeption auf das gegebene Mannigfaltige der Sinnlichkeit (A 383, A 119). Die Vernunft dagegen 'bezieht sich nur auf den Verstandesgebrauch, und zwar nicht, sofern dieser den Grund möglicher Erfahrung enthält . . . , sondern um ihm die Richtung' auf die Vernunftseinheit vorzuschreiben, 'die darauf hinausgeht, alle Verstandeshandlungen in ein absolutes Ganze zusammenzufassen'. Die Ideen sind demnach 'notwendige Vernunftbegriffe, denen kein kongruierender Gegenstand in den Sinnen gegeben werden kann' (A 383). Sie haben somit 'einen vortreff-

lichen und unentbehrlich notwendigen regulativen Gebrauch, nämlich den Verstand zu einem gewissen Ziele zu richten, in Aussicht auf welches die Richtungslinien aller seiner Regeln in einen Punkt zusammenlaufen, der, ob er zwar nur eine Idee (*focus imaginarius*), d. i. ein Punkt ist, aus welchem die Verstandesbegriffe wirklich nicht ausgehen, indem er ganz außerhalb den Grenzen möglicher Erfahrung liegt, dennoch dazu dient, ihnen die größte Einheit neben der größten Ausbreitung zu verschaffen' (A 672). Dasjenige also, 'was die Vernunft in ihrem ganzen Umfange verfügt und ganz eigentümlich über unsere Verstandeserkenntnisse zu Stande zu bringen sucht, ist das Systematische der Erkenntnisse, d. i. der Zusammenhang derselben aus einem Prinzip' (A 673). Sie bereitet, spezieller gesagt, 'dem Verstande sein Feld durch die Prinzipien der Homogenität der Spezifikation und der Kontinuität der Formen' (A 686). In einem etwas kühnen Bilde kann Kant demnach erklären: 'Der Verstand macht für die Vernunft ebenso einen Gegenstand aus, als die Sinnlichkeit für den Verstand.' Die Einheit aller möglichen empirischen Verstandeshandlungen systematisch zu machen, ist ein Geschäft der Vernunft, so wie der Verstand das Mannigfaltige der Erscheinungen durch Begriffe verknüpft und unter empirische Gesetze bringt. . . . Auf solche Weise ist die Idee eigentlich nur ein heuristischer, und nicht ostensiver Begriff und zeigt an, nicht wie ein Gegenstand beschaffen ist, sondern wie wir unter Leitung desselben die Beschaffenheit und Verknüpfung der Gegenstände der Erfahrung überhaupt suchen sollen' (A 692, 699). Nur in diesem kritischen Sinn mit all' den hier nicht zu erörternden Voraussetzungen, die ihn fundieren, sind die Wendungen des 'Als ob' zu verstehen, die Kant zur weiteren Erläuterung des regulativen Sinns der Ideen anführt. Dadurch erst läßt sich verstehen, was Kant meint, wenn er in den oben angeführten Worten der transzendentalen Dialektik deren Resultat 'deutlich vor Augen stellt' (A 707 f.).

Diese positiven spekulativen Bestimmungen der Vernunft durchsetzen die ganze transzendente Dialektik. Aber sie bleiben weit davon entfernt, deren eigentlichen Inhalt zu erschöpfen. Bei genauerem Zusehen erscheinen sie lediglich als positive Momente einer durchgängig negativ gewendeten Kritik. In ihrer Einleitung wird die Dialektik als eine Kritik des transzendentalen Scheins bestimmt, der dadurch entsteht, daß die Grundsätze der Vernunft 'uns zumuten, alle Grenzpfähle möglicher Erfahrung niederzureissen und sich einen ganz neuen Boden, der überall keine Demarkation

erkennt, anzumaßen' (A 352). Ihre eigentliche Aufgabe ist es, wie wir schon sahen (S. 38), demnach, 'den Schein dieser angemessenen Grundsätze aufzudecken', der durch jene unvermeidliche Illusion entsteht, derzufolge 'die subjektive Notwendigkeit einer gewissen Verknüpfung unserer Begriffe zu Gunsten des Verstandes für eine objektive Notwendigkeit der Bestimmung der Dinge an sich selbst gehalten wird'. Sie wird also sich damit begnügen, den Schein transzendenter Urteile aufzudecken und zugleich zu verhüten, daß er nicht betrüge' (A 353; vgl. oben S. 12). Dementsprechend ist die subjektive Deduktion der Ideen in der Einleitung und im ersten Buch der transzendentalen Dialektik nur ein kurzes Vorspiel zu der umfassenden dramatischen Wiedergabe der vernünftelnenden Schlüsse, die in der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie jenen Schein für Wirklichkeit nehmen lassen. Ihr oberstes Prinzip ist die irreführende Annahme, daß, 'wenn das Bedingte gegeben ist, auch die ganze Reihe einander untergeordneter Bedingungen, die mithin selbst unbedingte ist, gegeben (d. i. in dem Gegenstand und seiner Verknüpfung enthalten) sei' (A 364). So werden sie zu 'Sophistationen, nicht der Menschen, sondern der reinen Vernunft selbst, von denen selbst der Weiseste unter allen Menschen sich nicht losmachen, und vielleicht zwar nach vieler Bemühung den Irrtum verhüten, den Schein aber, der ihn unaufhörlich zwackt und äfft, niemals völlig los werden kann' (A 397). Sehr verschieden ist der Verlauf dieser Fehlritte der Vernunft. Ihr Ausgang aber ist immer derselbe. Er bestätigt in allen ihren Formen lediglich das Resultat der transzendentalen Analytik. Die Negation aller Ansprüche der reinen Vernunft, das Seiende selbst zu erfassen — denn das war ja der Anspruch der überlieferten Ontologie —, wird denn auch von Kant überall betont, wo er allgemein vom Ausgang seiner dialektischen Kritik spricht. Es genüge, zwei dieser Erklärungen anzuführen. Im Anfang des Kanons der reinen Vernunft heißt es: 'Es ist demütigend für die menschliche Vernunft, daß sie in ihrem reinen Gebrauche nichts ausrichtet, und sogar noch einer Disziplin bedarf, um ihre Ausschweifungen zu bändigen und die Blendwerke, die ihr daher kommen, zu verhüten... Der größte und vielleicht einzige Nutzen aller Philosophie der reinen Vernunft ist also wohl nur negativ, da sie nämlich nicht als Organon zur Erweiterung, sondern als Disziplin zur Grenzbestimmung dient, und anstatt Wahrheit zu entdecken, nur das stille Verdienst hat, Irrtümer zu verhüten' (A 823). Noch schärfer lautet die Er-

klärung in der Einleitung zur ersten Auflage bei Bestimmung der Idee der reinen Vernunft als eines Organon: 'Da... es noch dahinsteht, ob auch überhaupt eine solche Erweiterung unserer Erkenntnis [im Sinne eines Organon], und in welchen Fällen sie möglich sei, so können wir eine Wissenschaft der bloßen Beurteilung der reinen Vernunft, ihrer Quellen und Grenzen als die Propädeutik zum System der reinen Vernunft ansehen... Ihr Nutzen würde wirklich nur negativ sein, nicht zur Erweiterung, sondern nur zur Läuterung unserer Vernunft dienen, und sie von Irrtümern frei halten, welches schon sehr viel gewonnen ist' (A¹ 11; vgl. A² 25 und N. S. 11, Nr. 11: 'anfänglich und unmittelbar'). Die Betonung des Negativen der Grenzbestimmung wird noch dadurch verstärkt, daß sie sich in der Kritik jeder der drei metaphysischen Scheinwissenschaften wiederholt. Äußerungen dieser Art durchsetzen die Kritik der rationalen Psychologie (A¹ 361, 380, 395; A² 421) und steigern sich in der ersten Bearbeitung einmal sogar zu einer bei Kant ungewöhnlichen, emphatischen Erklärung (A¹ 395). Ähnliche Erklärungen begründen und schließen die transzendentalen Antithetik (A 448 f., 529, 534). Die Lösung wird zwar in diesen antinomischen Erörterungen, wie wir sahen (S. 30), direkt nur auf das Ergebnis der Ästhetik, also den transzendentalen Idealismus gegründet; aber das Ergebnis der transzendentalen Analytik ist dabei ausnahmsweise (vgl. S. 32) nicht lediglich stillschweigend eingeschlossen. Das war architektonisch unvermeidlich. Denn auch hier ist der Vernunftschluß vom Bedingten auf das als gegeben vorausgesetzte Unbedingte, der eben schon (S. 48) zu erwähnen war, die Grundlage. Auch in der Kritik der rationalen Theologie endlich 'bietet sich die Antwort' auf ihre Grundfrage 'aus den Verhandlungen der transzendentalen Analytik von selbst dar' (A 609). Sie besteht demgemäß in der Behauptung, 'daß alle Versuche eines bloß spekulativen Gebrauchs der Vernunft in Ansehung der Theologie gänzlich fruchtlos und ihrer inneren Beschaffenheit nach null und nichtig sind, daß also die Prinzipien ihres Naturgebrauchs ganz und gar auf keine Theologie führen, folglich... es überall keine Theologie des spekulativen Gebrauchs der Vernunft geben könne' (A 664 f.).

Das alles macht begreiflich, in welchem Maße der positive spekulative Gehalt der transzendentalen Dialektik hinter dem negativen zurücktritt. Dennoch ist es vornehmlich diese Negation, welche das dritte Moment, die ethische Position, von vornherein erkennbar macht, ja sogar zum letzten

Zweck der ganzen Kritik der reinen Vernunft stempelt. Angelegt ist die ethische Zielbestimmung schon in der Kritik der rationalen Kosmologie; besonders auch deshalb, weil die ausführliche Begründung, daß die Annahme einer intelligibelen Kausalität nicht widerspruchsvoll sei, sofort vom Kosmologischen abgewendet und lediglich auf die Kausalität der praktischen Vernunft eingestellt wird (A 567f., 586, 590). Gewichtiger noch wirkt die Andeutung, die Kant in solcher ethischen Rücksicht der Erklärung zufügt: 'Die transzendente Theologie bleibt demnach, aller ihrer Unzulänglichkeit ungeachtet, dennoch von wichtigem negativen Gebrauche, und ist eine beständige Zensur unserer Vernunft, wenn sie bloß mit reinen Ideen zu tun hat, die eben darum kein anderes als transzendentales Richtmaß zulassen'. Denn Kant fährt fort: 'Wenn einmal in anderweitiger, vielleicht praktischer Beziehung die Voraussetzung eines höchsten und allgenügsamen Wesens als oberster Intelligenz ihre Gültigkeit ohne Widerrede behauptet, so wäre es von der größten Wichtigkeit, diesen Begriff auf seiner transzendentalen Seite . . . genau zu bestimmen' (A 668). Dies wird dann in dem Abschnitt 'Über die Endabsicht der natürlichen Dialektik' (A 713f.) spezieller ausgeführt. Vorerst wird die ethische Position an das positive spekulative Moment angeknüpft: 'Die höchste formale Einheit, welche allein auf Vernunftbegriffen ruht, ist die zweckmäßige Einheit der Dinge; und das spekulative Interesse der Vernunft macht es notwendig, alle Anordnung in der Welt so anzusehen, als ob sie aus der Absicht einer allerhöchsten Vernunft entsprungen wäre. Ein solches Prinzip eröffnet nämlich unserer auf das Feld der Erfahrungen angewandten Vernunft ganz neue Aussichten, nach theologischen Gesetzen die Dinge der Welt zu verknüpfen, und dadurch zu der größten systematischen Einheit derselben zu gelangen' (A 714f.). Weiterhin dagegen wird das ethische Moment mit beiden spekulativen Momenten vereinigt. 'Ohne Zweifel', sagt Kant weiter, gibt es 'etwas von der Welt Unterschiedenes, was den Grund der Weltordnung und ihres Zusammenhanges nach allgemeinen Gesetzen enthält . . . Ohne allen Zweifel müssen wir einen einigen, weisen und allgewaltigen Welturheber annehmen'. Er geht sogar so weit zu sagen, daß wir berechtigt sind, 'die Weltursache in der Idee nicht allein nach einem subtileren Anthropomorphismus (ohne welchen sich gar nichts von ihm denken lassen würde), nämlich als ein Wesen, das Verstand, Wohlgefallen und Mißfallen, imgleichen eine demselben gemäße Begierde und

Willen hat usw., zu denken, sondern demselben unendliche Vollkommenheit beizulegen' (A 728f.). Eine letzte prinzipielle Ergänzung erhalten diese ethischen Ausblicke in dem 'Kanon der reinen Vernunft', hier wiederum im Gegensatz gegen die diesen Kanon einleitende oben zitierte Negation (S. 48, vgl. A 832). 'Die Endabsicht', erfahren wir hier, 'worauf die Spekulation der Vernunft im transzendentalen Gebrauche zuletzt hinausläuft, betrifft drei Gegenstände: die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes' (A 826). Diese drei Probleme 'aber haben wiederum ihre entferntere Absicht, nämlich was zu tun sei, wenn der Wille frei, wenn ein Gott und eine künftige Welt ist. Da dieses nun unser Verhalten in Beziehung auf den höchsten Zweck betrifft, so ist die letzte Absicht der weislich uns versorgenden Natur bei der Einrichtung unserer Vernunft nur auf das Moralische gestellt' (A 828f.).

Fassen wir zusammen, so dürfen wir demnach folgendes sagen. Die transzendente Dialektik ist in erster Reihe das eingehend spezialisierte, kritisch gegen die überlieferte rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie gewendete Ergebnis der transzendentalen Analytik. Sie spezialisiert aber dieses Ergebnis nicht nur, sondern ergänzt es zugleich: einmal spekulativ durch den Ausweis der den Ideen der reinen Vernunft zugrunde liegenden, den Verstand ideell bis zum Unbedingten erweiternden Vernunfteinheit; sodann ethisch durch den Ausblick, den ihre negativen kritischen Ergebnisse, ebenso wie ihre positive spekulative Ergänzung, auf den letzten, praktischen Zweck aller Metaphysik frei machen. Nur nebenher wird ihre Kritik als Bestätigung des Ergebnisses angesehen, zu dem die transzendente Analytik geführt hatte.

Damithaben wir das Schema der transzendentalen Logik bestimmt, wie es aus dem Aufbau ihrer Analytik und Dialektik ersichtlich wird. Kant selbst hat es flüchtig umrissen: 'Übersehen wir unsere Verstandeserkenntnisse in ihrem ganzen Umfange, so finden wir, daß dasjenige, was Vernunft ganz eigentümlich darüber verfügt und zu Stande zu bringen sucht, das Systematische der Erkenntnis sei, d. i. der Zusammenhang derselben aus einem Prinzip . . . Nunmehr können wir uns das Resultat der ganzen transzendentalen Dialektik deutlich vor Augen stellen und die Endabsicht der Ideen der reinen Vernunft . . . genau bestimmen. Die reine Vernunft ist in der Tat mit nichts als sich selbst beschäftigt und kann auch kein anderes Geschäft haben, weil ihr . . . die Verstandeserkenntnisse

zur Einheit des Vernunftbegriffs, d. i. des Zusammenhangs in einem Prinzip, gegeben werden. Die Vernunfteinheit ist die Einheit des Systems; und diese systematische Einheit dient der Vernunft subjektiv als Maxime, um sich über alles mögliche empirische Erkenntnis zu verbreiten. Gleichwohl ... bewährt der systematische Zusammenhang auch zugleich die Richtigkeit des empirischen Verstandesgebrauchs. ... Die Vernunft kann aber diese systematische Einheit nicht anders denken, als daß sie ihrer Idee zugleich einen Gegenstand gibt, der aber durch keine Erfahrung gegeben werden kann ..., der also nicht schlechthin und an sich selbst als etwas Wirkliches angenommen, sondern nur problematisch zum Grunde gelegt wird' (A 708 f.).

Wir haben jedoch nicht nur das Schema der transzendentalen Logik, sondern das des Gesamtwerks zu suchen, also auch die transzendente Ästhetik dem eigentlich kritischen Gehalt des Werks, wie er in der transzendentalen Logik vorliegt, einzufügen.

Kant durfte unbedenklich sein, wo er dieses Gesamtschema im Sinne hat, den Begriff der reinen Vernunft so weit zu nehmen, daß er nicht nur die apriorischen Formen der Spontaneität, sondern ebenso auch die der Sinnlichkeit umfaßt. Er hatte auch das Recht zu sagen, daß er als erster Raum und Zeit in ihrer apriorischen und sinnlichen Eigenart aufgewiesen, und dementsprechend in die Transzendentalphilosophie einbezogen habe (W. IV 323). Denn enthält auch die Sinnlichkeit so wenig wie der Verstand Prinzipien im eigentlichen Sinne (A 356 f.), so gehört sie doch wie dieser formal zur Transzendentalphilosophie, sofern sie 'Vorstellungen a priori enthalten sollte, welche die Bedingung ausmachen, unter der uns Gegenstände gegeben werden' (A 29). Es muß also eine transzendente Ästhetik als ersten Teil der transzendentalen Elementarlehre geben, d. i. eine Wissenschaft 'von allen Prinzipien der Sinnlichkeit a priori ... im Gegensatz zu derjenigen, welche die Prinzipien des reinen Denkens enthält, und transzendente Logik genannt wird' (A 35 f.). Der formale Grund für diese Anordnung reicht sogar weiter. Auch methodisch gehört die transzendente Ästhetik in die Kritik der reinen Vernunft hinein. Die Vernunft reicht als Vermögen der Prinzipien a priori methodologisch so weit, als irgendwelche Bestandstücke unserer Erkenntnis 'aus Prinzipien' oder 'nach Prinzipien' abgeleitet werden. Deshalb kann Kant, wie noch zu er-

örtern sein wird (S. 72 f.), den Begriff der transzendentalen Deduktion, die in erster Reihe auf die Rechtsfrage des Gebrauchs der Kategorien geht, so weit fassen, daß sie letzten Endes wie die Ideen (A 697 f.), so auch Raum und Zeit umspannt (A 118 f.).

Schon von diesen formalen Gesichtspunkten werden wir auf noch engere innere Zusammenhänge der transzendentalen Ästhetik und Logik hingewiesen. Ein erster solcher Zusammenhang liegt in dem kritischen Gedanken, der Kant, wie schon anzudeuten war (S. 37), alle psychologischen Fragen nach dem Ursprung des Apriori abwehren läßt. Eine einleitende Vorerinnerung besagt, daß es 'zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis gebe, die vielleicht aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekanntem Wurzel entspringen, nämlich Sinnlichkeit und Verstand, durch deren ersteren uns Gegenstände gegeben, durch den zweiten aber gedacht werden' (A 29). Eben dasselbe meint die Bemerkung des letzten, hier oft schon zitierten Abschnittes der transzendentalen Methodenlehre: 'Wir begnügen uns hier mit der Vollendung unseres Geschäfts, nämlich lediglich die Architektonik aller Erkenntnis aus reiner Vernunft zu entwerfen, und fangen nur von dem Punkte an, wo sich die allgemeine Wurzel unserer Erkenntniskraft teilt und zwei Stämme auswirft, deren einer Vernunft ist. Ich verstehe hier aber unter Vernunft das ganze obere Erkenntnisvermögen, und setze also das Rationale dem Empirischen [d. i. hier der Sinnlichkeit] entgegen' (A 863). Entscheidender aber ist ein zweiter Zusammenhang. Das Ergebnis der transzendentalen Ästhetik, also der transzendente Idealismus, bildet den allein möglichen Boden, auf dem das Gebäude der transzendentalen Logik errichtet werden konnte. Denn jenes Ergebnis bietet die notwendige Bedingung für die Möglichkeit der transzendentalen Deduktion der Kategorien. Die reinen Verstandesbegriffe sind eben 'nichts anderes als die Bedingungen des Denkens in einer möglichen Erfahrung, so wie Raum und Zeit die Bedingungen der Anschauung zu eben derselben enthalten. ... Die Möglichkeit aber, ja sogar die Notwendigkeit dieser Kategorien beruht auf der Beziehung, welche die gesamte Sinnlichkeit, und mit ihr auch alle möglichen Erscheinungen, auf die ursprüngliche Apperzeption haben' (A¹ 111, vgl. A² 130). Lediglich demnach, 'wenn wir es überall nur mit Erscheinungen zu tun haben, ist es ... notwendig, daß gewisse Begriffe a priori vor der empirischen Erkenntnis der Gegenstände vorhergehen' (A¹ 129). Noch stärker weist Kant in der zweiten

Bearbeitung der Kritik der reinen Vernunft auf diese einschränkende Bedingung für die Möglichkeit der transzendentalen Deduktion der Kategorien hin. Der oberste Grundsatz im ganzen menschlichen Erkenntnis ist, 'daß alle Verbindung . . . allein eine Verrichtung des Verstandes ist, der selbst nichts weiter ist, als das Vermögen a priori zu verbinden und das Mannigfaltige gegebener Vorstellungen unter Einheit der Apperzeption zu bringen' (A² 135). Denn 'dieser Grundsatz ist doch nicht ein Prinzip für jeden überhaupt möglichen Verstand, sondern nur für den, durch dessen reine Apperzeption . . . noch gar nichts Mannigfaltiges gegeben ist . . ., der allein bloß denkt, nicht anschaut' (A² 138 f.). Nachdrücklich durfte Kant demnach erklären: 'Allein von einem Stücke konnte ich im obigen Beweise [der transzendentalen Deduktion] doch nicht abstrahieren, nämlich davon, daß das Mannigfaltige für die Anschauung noch vor der Synthesis des Verstandes und unabhängig von ihr gegeben sein müsse' (A² 145). Noch mehr dürfen wir sagen. Das Resultat der Ästhetik ist nicht nur die notwendige Voraussetzung, sondern in einer, allerdings nur in dieser einen Hinsicht geradezu ein Vorbild für das Ergebnis der transzendentalen Deduktion der Kategorien, so sehr es sich im übrigen von diesem unterscheidet. (A 120 f.). Die apriorischen Anschauungsformen und die Kategorien sind einander als Bedingungen aller uns möglichen Erkenntnis nicht lediglich koordiniert. Die Kategorien sind, wie hier nochmals, aber mit anderer Betonung zu zitieren ist, 'Bedingungen des Denkens in einer möglichen Erfahrung, so wie Raum und Zeit die Bedingungen der Anschauung zu eben derselben enthalten'. Mit noch stärkerem Nachdruck erklärt Kant in der zweiten Bearbeitung der Deduktion: 'Der oberste Grundsatz der Möglichkeit aller Anschauung in Beziehung auf die Sinnlichkeit war laut der transzendentalen Ästhetik, daß alles Mannigfaltige derselben unter den formalen Bedingungen des Raumes und der Zeit stehe. Der oberste Grundsatz eben derselben in Beziehung auf den Verstand ist, daß alles Mannigfaltige der Anschauung unter Bedingungen der ursprünglich synthetischen Einheit der Apperzeption stehe' (A² 136). Dementsprechend ist der Satz, daß 'die Kategorien keinen anderen Gebrauch zum Erkenntnis der Dinge haben, als nur, sofern diese als Gegenstände möglicher Erfahrung angenommen werden, von der größten Wichtigkeit; denn er bestimmt ebenso wohl die Grenzen des [Erkenntnis-]Gebrauchs der reinen Verstandesbegriffe in Ansehung der Gegenstände, als die transzendente

Ästhetik die Grenzen des Gebrauchs der reinen Form unserer sinnlichen Anschauung bestimmte' (A² 147 f.).

Bei alledem bleibt begreiflich, daß der ursprüngliche Untergrund der transzendentalen Ästhetik von dem Aufbau der transzendentalen Logik nicht unwesentlich abweicht. An der Annahme apriorischer Verstandesbegriffe hat Kant offensichtlich niemals gezweifelt. Ich sehe nicht, wie seine Bemerkung vom Jahre 1763, daß 'in der Tat alle Arten von Begriffen nur auf der inneren Tätigkeit unseres Geistes als auf ihrem Grunde beruhen müssen' (II 199 f.), durch die Schlußerörterungen der 'Träume eines Geistesehers' zweitweilig aufgehoben worden sei. Denn das in ihnen behandelte Beispiel, das dem Gedankenkreis des Okkasionalismus, wenn nicht entstammt, so doch analog ist, veranschaulicht nur die Grundbegriffe der Dinge als Ursachen, nicht die 'einfachen, also unauflösbaren Grundverhältnisse' der Kausalität. Daß jene nur erfahrungsmäßig gegeben sind, hatte doch auch der vorkritische Kant niemals Anlaß in Zweifel zu ziehen. Dem widerspricht auch nicht die Erklärung Kants in den Prolegomenen, daß er, nachdem er sich 'der Zahl der reinen Verstandesbegriffe versichert hatte . . ., nunmehr versichert war, daß sie nicht, wie Hume besorgt hatte, von der Erfahrung abgeleitet, sondern aus dem reinen Verstande entsprungen seien' (W. IV 260). Schon die kurz vorhergehende Bemerkung, daß er 'von vornherein' weit entfernt war, Hume in Ansehung seiner Folgerungen Gehör zu geben, macht unwahrscheinlich, daß ein Schwanken in diesem Punkt eingetreten sei. Es ist ausgeschlossen, wenn man beachtet, daß hier, wie der Zusammenhang der Erklärung zeigt, doch nur von der Zeit nach 1772 die Rede sein kann (vgl. S. 34 f.). Doch gleichviel. Als sicher ist anzusehen, daß trotz der beiden ersten 'Stücke' der Aufgabe der transzendentalen Analytik (A 89) Kant in der metaphysischen Deduktion der Kategorien weder deren Apriorität, noch deren Ursprung aus der Spontaneität beweist, sondern als selbstverständlich voraussetzt. Werden sie doch schon in der Einleitung zur ersten Auflage (A² 2) als keinem Zweifel unterworfen angeführt. Anders stand es dagegen um die Apriorität und den Ursprung von Raum und Zeit aus der Sinnlichkeit. Hatte Kant hier auch nur im wesentlichen zu wiederholen, was er 1770 in der für einen kleinen Kreis bestimmten Dissertation dargelegt hatte, so gehörten doch beide Nachweise zu der Fundamentierung des transzendentalen Idealismus für die neue kritische Aufgabe. Dem entspricht die Bestimmung dieser Aufgabe, die beiden Bearbeitungen gemeinsam

ist. Die Sinnlichkeit soll dem Verstande gegenüber isoliert und innerhalb der Sinnlichkeit die reine Form der Anschauung von der empirischen Materie der Empfindungen abgetrennt werden (A 36). Demgemäß wird nach einem kurzen Beweis für die Apriorität der Form der Erscheinung überhaupt und den speziellen Beweisen für die Apriorität und Anschaulichkeit des Raums und der Zeit die transzendente Idealität beider Formen im Unterschiede von der empirischen Subjektivität der Empfindungen dargelegt. Nach einigen 'Schlüssen' und einer 'Erläuterung' wird daraufhin jenes Resultat der transzendentalen Ästhetik abgeleitet, das die Lehrmeinung des transzendentalen Idealismus noch ohne dessen Bezeichnung enthält. Die Fundamentierung ist also in dem ursprünglichen Werk, abgesehen von kleinen Störungen, die Kants Systematik fast überall aufweist, aus einem Gusse so vorgenommen, daß ohne weiteres erkennbar wird, wie sie lediglich den Aufbau der transzendentalen Logik möglich machen soll (vgl. S. 12f.).

Das Gesamtschema der Kritik der reinen Vernunft bestätigt somit durchweg die Erklärung Kants, daß sie der Idee der systematischen Einheit der reinen Vernunft in synthetischer Konstruktion entnommen ist und auf die Kritik der reinen Vernunft abzielt. Lediglich in einer genaueren Bestimmung dieser Kritik, ihres Objekts und ihrer Methode haben wir demnach die Idee des Werks zu suchen.

Es ist, wie wir sahen, nur zum kleineren Teile Kant selbst zuzuschreiben, daß die schon durch den Titel der Schrift nahegelegte Idee nicht stets zum Richtmaß für das historische Verständnis genommen worden ist. Die wesentlich hemmenden Ursachen müssen deshalb in der Tat, wie eingangs angedeutet, in der Neuheit, der Tiefe und dem Reichtum der Gedanken gesucht werden; die das Werk umfaßt, und eben damit in der durch die Originalität des Systems hervorgerufenen geistigen Bewegung. Sie bedingte auf Jahrzehnte hinaus die systematische Parteinahme für oder wider Kants Lehre in all' den Fortbildungen, Umformungen, Vermittlungsversuchen und Ablehnungen, welche die Blüteperiode der metaphysischen Spekulation in Deutschland bis zum Tode Hegels repräsentieren. Jene Parteinahme erwachte aufs neue um die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als in Folge der Hinweise von Schopenhauer, Helmholtz, Zeller, A. Lange u. a. das 'Zurück zu Kant' zum Lösungswort für alle die Versuche wurde, nach der

Stagnation des Historismus eine Erneuerung der Philosophie bei uns ins Leben zu rufen.

Kant selbst bestimmt die Aufgabe seiner Kritik und den Ort ihrer Ausführungen im Zusammenhang der Philosophie überhaupt in der oft zitierten Erklärung der Vorrede zur ersten Auflage: 'Ich verstehe unter der Kritik der reinen Vernunft . . . die Kritik des Vernunftvermögens überhaupt in Ansehung aller Erkenntnisse, zu denen sie unabhängig von aller Erfahrung streben mag, mithin die Entscheidung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Metaphysik überhaupt, und die Bestimmung sowohl der Quellen als des Umfangs und der Grenzen derselben, alles aber aus Prinzipien'. Sie ist damit der 'architektonische, d. i. aus Prinzipien entworfene . . . vollständige Plan der Transzendentalphilosophie' (A 27). Sie unterscheidet sich von der Transzendentalphilosophie gemäß den Erklärungen der Einleitung nur dadurch, daß in dieser eine vollständige und leicht zu ergänzende Analysis der Begriffe hinzukommen soll. Nur in diesem Sinne ist sie ein Traktat von der Methode (A XXII). Begreiflich bei so unwesentlichem Unterschied, daß Plan und analysierende Ausführung von vornherein nicht streng auseinander gehalten werden. Beide fallen in Kants Äußerungen wiederholt zusammen; gelegentlich wird die Transzendentalphilosophie auch als Metaphysik im engeren Sinne gefaßt (A 869), wohl auch als Ontologie (A 873), d. i. kritisch als transzendente Analytik, gedeutet.

Wir setzen diese wechselnden Begrenzungen sowie auch Kants spätere Deutungen des Verhältnisses beider Disziplinen beiseite, um aus dem Schematismus der Kritik im Hinblick auf die eben angeführte Bestimmung ihrer Aufgabe die Idee abzuleiten, die dem Werk als gestaltendes Prinzip zugrunde liegt.

Es bedarf keiner Begründung, wenn wir die eben angeführte Aufgabebestimmung der Kritik der reinen Vernunft folgendermaßen analysieren. Das Objekt der Kritik ist ihr zufolge das Vernunftvermögen überhaupt, aber nur in Ansehung der Erkenntnisse, zu denen die Vernunft unabhängig von aller Erfahrung, d. i. a priori, streben mag, allerdings in Ansehung aller Erkenntnisse dieser Art. Die Kritik selbst geht in erster Reihe auf die Bestimmung der Quellen, des Umfangs und der Grenzen dieser Erkenntnisse (vgl. A 25); sie sucht damit weiterhin eine Entscheidung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Metaphysik zu gewinnen. Die Methode endlich dieser Kritik ist dadurch charakterisiert, daß sie durchweg aus [oder nach] Prinzipien erfolgt.

Die Vernunft bietet demnach einerseits das Objekt, andererseits die Methode der Kritik. In jener Hinsicht ist sie als reine Vernunft, wie der Schematismus des Werks erwarten läßt (S. 11) in dem weiten Sinne zu denken, in dem sie alle Erkenntnisse a priori, also auch die Formen der Sinnlichkeit umspannt (vgl. A 24). Hinsichtlich der Methode ist sie dagegen die Vernunft in der Bedeutung, in der sie alle Tätigkeit des oberen Erkenntnisvermögens, ausschließlich also die Spontaneität, umfaßt, sofern diese Tätigkeit der Ableitung aus den Prinzipien, etwas a priori zu erkennen, dienstbar ist. Denn 'was Vernunft gänzlich aus sich selbst hervorbringt . . ., wird selbst durch Vernunft ans Licht gebracht, sobald man nur das gemeinschaftliche Prinzip desselben entdeckt hat' (A' XX). In beiden Rücksichten aber ist sie, was Kant seiner Erklärung zuzufügen unnötig fand, nicht im eigentlichen Sinne 'das Vernunftvermögen überhaupt . . . im erfahrungsfreien Gebrauch'. Schon die Vorrede hatte keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Kritik es 'lediglich mit der Vernunft selbst und ihrem reinen Denken zu tun habe' (A' XIV, XXI). Auf die Prüfung der Erkenntnis aus reiner Vernunft, auf 'den theoretischen Gebrauch der Vernunft, durch den ich a priori (als notwendig) erkenne, was da ist' (A 661), zielt die kritische Untersuchung, wie ihr Schematismus zeigt, durchgängig ab. Die Kritik ist, wie die Transzendentalphilosophie, 'eine Weltweisheit der reinen, bloß spekulativen Vernunft' (A 29). Wiederholt wird dieser Einschränkung von Kant beiläufig gedacht, insbesondere da, wo es gilt, die Aufgaben der spekulativen und der praktischen Vernunft voneinander zu unterscheiden (A 386, 661f., 714, 801, 804, 825f., 832f., 869f.). Die für die Einheit des kritischen Systems bedeutsame Erklärung dagegen, daß es 'nur eine und dieselbe Vernunft sein kann, die [als praktische und spekulative] bloß in der Anwendung unterschieden sein muß', findet ihren Ort erst in der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (W. IV 391) und der Kritik der praktischen Vernunft (W. V. 121).

Drei Momente charakterisieren die reine spekulative Vernunft als Objekt der Kritik. In jedem von ihnen stecken Kants Kritizismus eigentümliche Auffassungen.

Kant hätte fürs erste behaupten dürfen, daß niemals vor ihm der Versuch gemacht worden sei, das Gebiet der reinen Vernunft inhaltlich in das der Sinnlichkeit hinein zu erstrecken, d. h. Raum und Zeit als

Anschauungsformen a priori zu denken. So konnte er späterhin Eberhard gegenüber mit Fug erklären, daß der Unterschied zwischen der Theorie der Sinnlichkeit als einer besonderen Anschauungsart, welche ihre a priori nach allgemeinen Prinzipien bestimmbare Form hat, und derjenigen, welche diese Anschauung als bloß empirische Apprehension der Dinge an sich selbst annimmt . . ., ein unendlicher sei (W. VIII 220). Andererseits dürfte er in der Kritik der reinen Vernunft selbst gestehen, daß die Unterscheidung der zwei Elemente unserer Erkenntnis, deren die einen völlig a priori in unserer Gewalt sind, die anderen nur a posteriori, aus der Erfahrung, genommen werden können, selbst bei Denkern von Gewerbe nur sehr undeutlich blieb, und daher niemals die Grenzbestimmung einer besonderen Art von Erkenntnis, mithin nicht die echte Idee einer Wissenschaft, die so lange und so sehr die menschliche Vernunft beschäftigt hat, zu Stande bringen konnte' (A 871). Lassen sich auch für die Annahme des anschaulichen Charakters von Raum und Zeit Vorläufer auffinden, so wüßte ich doch für die Annahme ihrer Apriorität niemanden zu nennen.

Etwas anders steht es um das zweite hier in Betracht kommende Moment, um die für Kant selbstverständliche Voraussetzung der beiden Stämme menschlicher Erkenntnis als Rezeptivität und Spontaneität. Diese Voraussetzung läßt sich bis in die Anfänge der abendländischen Philosophie zurück verfolgen: deutlich bis auf die Platonischen Bestimmungen des Gegensatzes zwischen dem göttlichen Teile der Seele und den übrigen Seelenteilen; für die Spontaneität auf die Fassung der Psyche überhaupt als die Kraft der Selbstbewegung. Dennoch bleibt auch hier Raum genug für Kant Eigenes. Ob der in der Erörterung des Schematismus schon (S. 53) berührte Gedanke, daß beide Stämme 'vielleicht aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekanntem Wurzel entspringen' (A 29) oder die bestimmtere Behauptung eines 'Punktes, wo sich die allgemeine Wurzel unserer Erkenntniskraft teilt und zwei Stämme auswirft', deren einer Vernunft ist (A 863) — ob dieser Gedanke auf die metaphysische Deutung der Seele als einer Kraft zurückgeht, die bei den endlichen Seelen sowohl Passivität als Aktivität ist, bleibt besser unausgemacht. Denn er leitet in seiner metaphysischen Wendung zu dem Gebiet über, vor dem sich, wie noch genauer zu erörtern sein wird, der kritische Standpunkt prinzipiell verschließt. Aber auch Leibniz, bei dem diese metaphysischen Wendungen am klarsten ausgeprägt sind, hatte keinen Weg gefunden, für Raum und

Zeit ausschließlich die sinnliche Erkenntnis in Anspruch zu nehmen. Somit ist bei Kant die Rezeptivität schon durch die ausschließliche Zuordnung von Raum und Zeit zu ihr gegen die Spontaneität neu abgegrenzt. Denn beiden ist nunmehr das Apriori gemeinsam, wenn es sich auch in der Spontaneität schon innerhalb der spekulativen Vernunft ungleich reicher entfaltet, als in der Sinnlichkeit — eine Gemeinsamkeit, die freilich, wie noch zu zeigen ist (S. 63f.), eine besondere Zuspitzung des Gegensatzes beider Erkenntnisstämme nicht hindert.

Die Richtung auf das Apriori macht die spekulative Vernunft zur reinen. Damit kommen wir zu einem dritten Moment. Kants intellektuelles Apriori, das Apriori also der Spontaneität, ist ein Glied in der alten, bis auf Platons halbmystische Annahme der Anamnesis zurückleitenden Lehre von den angeborenen Ideen. Insofern gehört Kants Kritizismus in die Entwicklung der Lehrmeinungen hinein, die zweckmäßig als genetischer Rationalismus zusammengefaßt werden. Das war Kant selbst wohl bewußt (vgl. W. VIII 244). Aber das kritische Apriori Kants geht über den herkömmlichen Rationalismus nicht lediglich dadurch hinaus, daß mit Raum und Zeit ein Apriori der Sinnlichkeit eingeführt wird; es bleibt auch in der Einschränkung auf die Spontaneität neuartig. Daran verschlägt nichts, daß Kant von vornherein neben dem 'gänzlichen Apriori' auch das altüberlieferte, der Aristotelischen Scheidung des $\pi\rho\tau\epsilon\rho\nu\ \tau\eta\ \psi\upsilon\chi\eta\iota$ und $\pi\rho\tau\epsilon\rho\nu\ \pi\rho\varsigma\ \eta\mu\acute{\alpha}\varsigma$ entsprungene deduktive Apriori beibehält. Denn es muß im Sinne Kants festgehalten werden, daß jeder Akt der Analysis aus einem gegebenen Erfahrungsinhalt nach dem Satze des Widerspruchs oder der Identität erfolgt, also wie dieser Satz selbst von dem gegebenen Erfahrungsinhalt, und damit 'von aller Erfahrung überhaupt schlechterdings unabhängig' ist (vgl. W. IV 267, 273).

Der Sinn des kritischen Apriori wird durch die Kennzeichen, die Kant in der Einleitung zur zweiten Auflage seines Werkes genauer angibt, wenig erhellt. Die strenge Allgemeinheit und Notwendigkeit der Urteile sowohl (A² 4), wie die Notwendigkeit der Begriffe (A² 5, vgl. A 38, 2) bilden Kriterien, die sich ebenfalls von altersher in den Lehren von den angeborenen Ideen und den ewigen Wahrheiten finden.

Ungleich charakteristischer ist neben der Übertragung des Apriori auf die Sinnlichkeit die schon angedeutete metaphysische Zurückhaltung, die Kant geübt wissen will. Er hatte guten Grund zu erklären: 'Die Kritik

erlaubt schlechterdings keine anerschaffenen oder angeborenen Vorstellungen; alle insgesamt, sie mögen zur Anschauung oder zu Verstandesbegriffen gehören, nimmt sie als erworben an. Es gibt aber auch eine ursprüngliche Erwerbung . . ., dessen, was vorher gar noch nicht existiert, mithin keiner Sache vor dieser Handlung angehört hat' (W. VIII 221, 249). Das logische Moment, das in dieser Erklärung angedeutet liegt, in Kants Sprache das 'abstrahere ab aliqua re', finden wir, ebenso wie das reale der ursprünglichen Erwerbung, schon in der Dissertation von 1770 festgelegt, wenn auch das letztgenannte nur ansatzweise in der Formulierung, daß Raum und Zeit sowie die reinen intellektuellen Ideen auf Gesetzen beruhen, die dem Geiste eingepflanzt sind. Wenn Kant weiterhin die Gründe der Möglichkeit apriorischer Erkenntnisse darin sucht, daß die Rezeptivität und die Spontaneität selbst angeboren seien, so meint er doch mit diesem Festhalten des alten metaphysischen Ausdrucks etwas anderes als eine bloße Zurückschiebung der Frage. Den auffallenden Sprachgebrauch, der ihn im Zusammenhang seiner kritischen Ausführungen das Wort 'Gemüt' statt Seele anwenden läßt, hat er in einer 1798 gedruckten Briefbeilage genauer begründet: 'Unter Gemüt versteht man nur das die gegebenen Vorstellungen zusammensetzende . . . Vermögen . . ., noch nicht die Substanz . . . nach ihrer von der Materie ganz unterschiedenen Natur, von der man alsdann abstrahiert, wodurch das gewonnen wird, dass wir in Ansehung des denkenden Subjekts nicht in die Metaphysik überschreiten dürfen' (W. XII 32). Der kritische Verzicht auf eine metaphysische Erklärung des Ursprungs der Rezeptivität und Spontaneität, der dieser Bemerkung entnommen werden kann, liegt, allgemein genommen, in der Ablehnung aller rationalen Psychologie. Schon in dem Hauptwerk selbst wird er wiederholt ausgesprochen. Andeutungsweise ist er in den oben bereits angeführten Bemerkungen über die beiden Stämme unserer Erkenntnis, sowie in dem Hinweis darauf enthalten, weshalb die transzendente Ästhetik nicht mehr Formen der Sinnlichkeit, als Raum und Zeit aufzuweisen habe (A 58). Schärfer ist der leicht auch auf die Zeit übertragbare Abweis in der Angabe, es überschreite alles Vermögen unserer Vernunft, ja alle Befugnis derselben, nur zu fragen, woher der transzendente Gegenstand unserer äußeren sinnlichen Anschauung gerade nur Anschauung im Raum, und nicht irgendeine andere gebe (A 585) — eine Angabe, die einen Gedankengang der ursprünglichen Kritik der rationalen Psychologie (A' 393) wieder aufnimmt. Ebenso

kategorisch lautet eine anders gerichtete Ablehnung in den Prolegomenen: 'Wie aber diese eigentümliche Eigenschaft unserer Sinnlichkeit selbst oder die unseres Verstandes und der ihm und allem Denken zum Grunde liegenden notwendigen Apperzeption möglich sei, läßt sich nicht weiter auflösen und beantworten, weil wir ihrer zu aller Beantwortung und zu allem Denken der Gegenstände immer wieder nötig haben' (W. IV 318). Ähnlich heißt es in der zweiten Bearbeitung der transzendentalen Deduktion der Kategorien: 'Von der Eigentümlichkeit unseres Verstandes aber, nur vermittels der Kategorien, und nur gerade durch diese Art und Zahl derselben Einheit der Apperzeption a priori zu Stande zu bringen, läßt sich ebenso wenig ferner ein Grund angeben, als warum wir gerade diese und keine andere Funktion zu Urteilen haben, oder warum Zeit und Raum die einzigen Formen unserer möglichen Anschauung sind' (A² 145 f., vgl. A 283 und W. VIII 249 f.). Danach begreift sich, wie fremdartig Kant schon die ersten Versuche anmuten mußten, die apriorischen Formen unseres Erkennens durch logische oder metaphysische Deduktion aus allgemeineren oder ursprünglicheren Bedingungen abzuleiten. Allerdings darf der kritische Abweis aller metaphysischen Voraussetzungen für den Ursprung des Apriori auch nicht überschätzt werden. Völlig fällt das kritische Apriori aus der Kette der Lehren, die von aller Erfahrung unabhängige Bedingungen unseres Erkennens fordern, nicht heraus. Nur die Möglichkeit einer Erkenntnis dieser metaphysischen Bedingungen ist kritisch abgewehrt, sogar die Frage nach einer solchen ausgeschlossen; die Voraussetzung eines solchen Ursprungs aber bleibt nichtsdestoweniger bestehen. Es ist nicht einmal nötig, dafür auf die Ausführungen zu verweisen, denen zufolge wir uns als Glieder der intelligibelen Welt der Dinge an sich denken und annehmen müssen, daß das Ich an sich, indem es durch seine Spontaneität den inneren Sinn affiziert, das Mannigfaltige unserer Sinnlichkeit zu Gegenständen formt (A² 67 f., 152 f.). Schon der Zusammenhang der oben zitierten Briefstelle sowie der Polemik gegen Eberhard lassen trotz des Begriffs der ursprünglichen Erwerbung keinen Zweifel, daß ein letzter Grund für alle apriorischen Bedingungen in dem inneren Wesen des als Substanz gedachten, freilich als Substanz nur zu denkenden, nicht erkennbaren Ich an sich vorausgesetzt wird.

Wesentlicher ist deshalb die Eigenart des kritischen Apriori, die in Kants systematischer Gliederung desselben, dem ersten grundlegenden Ver-

such einer umfassenden Systematik der reinen Vernunft überhaupt, enthalten ist. Das war jedoch in der vorstehenden Bestimmung des Schemas für die Kritik der reinen Vernunft so ausführlich zu besprechen (S. 41 f.), daß es nicht notwendig ist, auf das historisch Bedeutsame dieser Leistung zurückzukommen.

Dagegen ist es angezeigt, auf ein letztes, das bedeutsamste Moment des kritischen Apriori einzugehen, auf die Umbildung der spekulativen Spontaneität zur Synthesis des Mannigfaltigen der Sinnlichkeit. Sie gibt Kant das volle Recht zu sagen, wohl noch kein Psychologe habe daran gedacht, daß die Einbildungskraft, die hier als Vermögen der Synthesis a priori gefaßt ist, ein notwendiges Ingrediens der Wahrnehmung selbst sei (A² 121, vgl. A 103). In der Tat entspricht die Leistung, die in dieser Fortbildung durch die transzendentalen Deduktion der Kategorien vorliegt, dem gedanklichen Ringen, dessen Mühsal Kant so wiederholt und eindringend betont hat. Die Schwierigkeit war durch die Voraussetzung bedingt, die das Unternehmen notwendig machte, sowie durch die Fremdartigkeit des kritischen Ergebnisses, zu dem Kant gegenüber dem noch in der Dissertation von 1770 unverrückten vorkritischen Standpunkt geführt worden war. Wie kaum jemals zuvor ist, trotz der Anerkennung apriorischer Formen auch in der Sinnlichkeit (S. 58 f.), der Gegensatz zwischen Rezeptivität und Spontaneität bei Kant zugespitzt. Dort nur empirisches und apriorisches unverbundenes Mannigfaltige; hier erst die dieses Mannigfaltige zu Gegenständen der Erkenntnis verbindende Tätigkeit, die als bloße Selbsttätigkeit auch in den empirischen äußeren Anschauungen schlechterdings nicht von den auf die Sinnlichkeit wirkenden Dingen an sich abhängig sein kann. Dort eine Sinnlichkeit, die das Material lediglich zu Erscheinungen gibt; hier ein Denken, das für sich genommen, d. i. in der Weise des reinen Denkens, weil es von aller Einschränkung durch die Sinnlichkeit frei ist, 'ein unbegrenztes Feld hat' (A² 146, 166), also 'die Gegenstände überhaupt und an sich selbst' faßbar macht (A 298, 307). Und endlich, wie hier nur anzudeuten ist, dort eine Kausalität der Natur, der wir in unserem unteren Erkenntnis- und Begehungsvermögen angehören; hier eine intelligibele Kausalität, die uns selbst als Glieder einer intelligibelen Welt offenbart. Aber trotz dem allen ein oberes Vorstellungsvermögen, das für jede uns mögliche Erkenntnis an das gegebene Mannigfaltige der Sinnlichkeit gebunden ist: 'Allein von einem Stücke' — so war schon in der Erörterung des Schematismus anzuführen —

konnte in der transzendenten Deduktion der Kategorien nicht abstrahiert werden, nämlich davon, daß das Mannigfaltige für die Anschauung noch vor der Synthesis des Verstandes und unabhängig von ihr gegeben sein müsse' (A^o 145 A^o 111). Eben deshalb führt unser Denken nur zum Erkennen, indem es das gegebene Mannigfaltige der Sinnlichkeit einheitlich verbindet: 'Zu aller Erfahrung und deren Möglichkeit gehört Verstand; und das erste, was er dazu tut, ist nicht, daß er die Vorstellung der Gegenstände deutlich macht, sondern daß er die Vorstellung eines Gegenstandes überhaupt möglich macht' (A 244, vgl. A^o 138). Dementsprechend muß letzten Endes die Einheit der Apperzeption, kraft der durch sie bedingten transzendenten Affinität, alle die Funktionen übernehmen, die der Beziehung unserer Vorstellungen auf einen 'der Erkenntnis korrespondierenden, mithin auch davon unterschiedenen Gegenstand' zugeschrieben werden (A^o 104f., 112f., 121f.; A 242; A^o 141f.). Denn nur auf diese Weise läßt sich der Gedanke, daß die Gegenstände sich in ihrem einheitlichen, simultanen und sukzessiven gesetzlichen Zusammenhang nach unserer Erkenntnis richten, zum Abschluß bringen. Um so anerkannter ist die Energie, mit der Kant von dieser seiner Problemlage aus die apriorischen Erkenntnisbedingungen der Spontaneität bis in die letzten Tiefen hin durchwühlt: in der ersten Auflage des Werkes durch die abstrakte Scheidung der tatsächlich unlösbar verbundenen Momente der Synthesis, der Apprehension, Reproduktion und Rekognition, bis hin zu der alle diese Bedingungen der Synthesis ermöglichenden Einheit der Apperzeption und ihrer Vereinigung zum Verstande; in der späteren Bearbeitung, anschließend an die dunkle Scheidung der Prolegomenen zwischen Wahrnehmungs- und Erfahrungsurteilen, durch die transzendentale Deutung des Urteils überhaupt und die erst in jener Bearbeitung reichlicher entwickelte Lehre vom inneren Sinn.

Sowohl die Voraussetzungen dieser Problemlage wie ihr Lösungsver-such bekunden den weiten Abstand, der Kants kritische Fassung der spontanen Apriori von der logisierenden Denkweise Lamberts und Christian Wolffs sowie den früheren Formen des genetischen Rationalismus trennt. Sie bezeugen ebenso den Gegensatz, in dem sie zu der Assoziationspsychologie von Berkeley, Hartley und Hume sowie der Psychologie von Tetens steht. Selbst wer die Voraussetzungen der transzendenten Deduktion für so unzulänglich hält, wie ich es kürzlich an einigen Momenten versucht

habe nachzuweisen; wer in dieser Grundlegung des spekulativen Kritizismus, so läßt sich auch sagen, nur eine durch die metaphysische Umbildung desselben in der nachkantischen spekulativen Philosophie bezugte Selbsterzersetzung des kritischen Rationalismus sieht — auch der darf an dieser historischen Einschätzung nicht irre werden.

So viel von dem Objekt der reinen Vernunft. Die Aufgabe, die der Kritik demgemäß zu lösen obliegt, geht in erster Reihe, wie wir sahen, auf die Bestimmung der Quellen, des Umfangs und der Grenzen der reinen Vernunft. Die Kritik ist 'eine Wissenschaft der bloßen Beurteilung der reinen Vernunft, ihrer Quellen und Grenzen'. Sie hat nicht die Erweiterung der Vernunftkenntnis, sondern nur die Berichtigung derselben zur Absicht, und soll den Probestein des Werts oder Unwerts aller dieser Erkenntnisse a priori abgeben (A 25f.). Der gemäß dem Schematismus wesentliche Teil der kritischen Aufgabe wird für die ganze Aufgabe genommen, wenn Kant zugleich sagt, es sei ihm 'nur um die Prinzipien der Synthesis a priori zu tun'.

Zu einer Kritik der reinen Vernunft führt die Lösung dieser Aufgabe in jedem der drei eben bezeichneten Punkte. Im Rückblick auf die Untersuchung des Schematismus und im Hinblick auf später Auszuführendes (S. 68f.) brauchen wir sie hier nur flüchtig zu skizzieren.

Es handelt sich um eine Kritik der 'Quellen', wenn der Ausdruck verstattet wird, insofern sie die apriorischen Elemente der Rezeptivität und Spontaneität so weit zurückverfolgt, wie das kritische Ergebnis der Untersuchung möglich macht (S. 60f.), die beiden Gruppen dieser Elemente sorgsam scheidet, ebenso die verschiedenen Begriffsformen der Spontaneität voneinander sondert und innerhalb aller dieser Gebiete jedem seinen eigentümlichen Ort anweist. Sie bewährt sich, wie wir gesehen haben, auch in ihrer Leistung an dem Schematismus des Werks. Kant bezeichnet diesen ersten Teil seiner Aufgabe allerdings nicht direkt als kritisch. Er spricht von einer 'Isolierung' der Sinnlichkeit, von der 'noch wenig versuchten Zergliederung des Verstandesvermögens' und von einer 'subjektiven Ableitung der Ideen aus der Natur unserer Vernunft'. Aber diese Untersuchungen sind doch schon deshalb Glieder der kritischen Aufgabe, weil, wie wir fanden, 'die Gültigkeit und der Gebrauch jedes Teiles der reinen Vernunft von dem Verhältnis abhängt, in dem er gegen alle übrigen steht'.

Die Bestimmung des 'Umfanges' unserer Erkenntnis a priori geht auf die Einschränkung ihres Erkenntnisgebrauchs auf das Gebiet möglicher

Erfahrung, also auf die Substanz der Untersuchung in der transzendentalen Analytik und Dialektik.

Die Feststellung der Grenzen endlich trifft das oben spezieller charakterisierte negative Ergebnis der grundlegenden kritischen Erörterungen, auf das wir noch einmal zurückkommen müssen (S. 68 f.), und die durch dieses Ergebnis möglich gemachte Auflösung des transzendentalen Scheins in der Dialektik.

Eben deshalb ist die Kritik, wie ihr Aufbau bewies, gegen die vergeblichen Ansprüche aller Metaphysik der spekulativen Vernunft gerichtet, die jene Einschränkung unserer Erkenntnis und die ihr dadurch gesetzten Grenzen nicht beachtet, also eben deshalb als Wissenschaft nicht möglich ist. Sie trifft, sofern die überlieferten metaphysischen Disziplinen der rationalen Ontologie, Psychologie, Kosmologie und Theologie aus dem Wesen der Vernunft selbst entspringen, jede einzelne von ihnen in gleicher Weise. In Kants Begriff der Kritik steckt also sowohl ein systematisches wie ein polemisches Moment. Sie richtet sich auf die Vernunft selbst in Ansehung aller Erkenntnis aus Prinzipien a priori, um deren Quellen und systematischen Zusammenhang auszuforschen. Sie zielt eben damit gegen die Disziplinen der überlieferten Metaphysik, die zwar 'die ursprüngliche Idee einer Philosophie der reinen Vernunft ausmachen' (A 875), aber dem in der reinen Vernunft liegenden Antrieb unterlagen, unsere Erkenntnis a priori über alle Grenzen möglicher Erfahrung hinaus zu erweitern. Auf diese Weise wird die Kritik zur kritischen Selbsterkenntnis oder nach dem von Kant oft variierten Bilde zum Gerichtshof für alle Ansprüche der reinen Vernunft.

Als mittelbare, letzte Aufgabe der Kritik fanden wir die Entscheidung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Metaphysik überhaupt (S. 57), freilich nur in dem Sinne, daß die Kritik selbst für 'eine jede mögliche Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können', die allein ausreichende Grundlage bietet. Zwei Aufgaben sind in dieser letzten Konsequenz zusammengekommen. Fürs erste handelt es sich um jene oben schon (S. 57) berührte 'leichte' Ergänzung der Kritik der reinen Vernunft zur Transzendentalphilosophie oder Metaphysik im spekulativen Sinne. Sehr viel entscheidender aber, als diese von Kant nie vollzogene analysierende Ergänzung, ist die andere Folgebestimmung, die genauere Feststellung des positiven Zieles, das die negative Grenzbestimmung der spekulativen Vernunft für die Kritik der praktischen frei macht. Die Erläuterung beider Konse-

quenzen kann jedoch erst am Schluß der vorliegenden Untersuchung vorgenommen, und die der praktischen Konsequenz auch dort nur so weit geführt werden, wie das Verständnis der spekulativen Idee fordert.

Vorerst bedarf es noch einer Erörterung der Methode für die Lösung der spekulativen Aufgaben. 'Aus Prinzipien' oder 'nach Prinzipien' heißt es in immer wieder von Kant gebrauchten Wendungen, soll die Lösung durchgängig erfolgen. Als transzendente bezeichnet Kant diese allein mögliche Methode mit einem Wort, das bei ihm in sehr verschiedenen Bedeutungen schillert. Es fällt nicht in den Bereich unserer Untersuchung, den inneren Zusammenhang dieser Bedeutungen, von denen einige gelegentlich gestreift werden müßten, im einzelnen nachzuprüfen. Es sei nur auch hier darauf aufmerksam gemacht, daß der wiederholt von Kant bestimmte methodologische Sinn des Worts (A 11, A² 25, A 80, 401; W. IV 293) alle Bedingungen a priori unserer Erkenntnis überhaupt umfaßt. Er reicht sogar weiter, als aus dem kritischen Sinn des Apriori folgt. Denn auch 'innere Erfahrung überhaupt und deren Möglichkeit oder Wahrnehmung überhaupt und deren Verhältnis zu anderer Wahrnehmung, ohne daß irgendein besonderer Unterschied derselben und Bestimmung empirisch gegeben ist, kann nicht als empirische Erkenntnis, sondern muß als Erkenntnis des Empirischen überhaupt angesehen werden, welche allerdings transzendent ist' (A 401). Das Bewußtsein, eine Erfahrung anzustellen, ist, wie es in einer schon von Schubert-Rosenkranz veröffentlichten Nachlaßreflexion heißt, ein 'transzendentes Bewußtsein, nicht Erfahrung'. Die bedenkliche Weite dieser Bestimmungen, die das methodologisch Transzendente Kants der rationalen Methode Wolffs nahebringt, dürfen wir unerörtert lassen, obgleich sie auch in den unstimmgigen Bemerkungen über das 'Ich denke' (A 401 f., 406; A² 418, 422 Anm., 429 f.), sowie in der Erörterung der Antizipationen der Wahrnehmung (A 217 f.) zum Vorschein kommt. Denn der Grundgedanke des transzendentalen Verfahrens, den wir hier allein zu entwickeln haben, wird durch diese Weite der Begrenzung nicht berührt. In allem Wesentlichen ist das transzendente Verfahren gemäß Kants Begriffsbestimmung des Prinzips (S. 46) ein deduktives im kritischen Sinne des Apriori, das sie als 'Richtmaß . . . aller apodiktischen Gewißheit' ausweist, und eben damit auch die im Wesen der Vernunft angelegte Vollständigkeit der systematischen Gliederung verbürgt (vgl. A 28, 850 f.). Dem entsprechen die schon

oben (S. 58) angeführten wiederholten Erklärungen Kants über die apriorische Systematik seiner Methode (vgl. A 765). Sie machen in der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft sogar eine Apologie der Wolffschen Systematik möglich (A^o XXXVI f.), in der wir wohl die Ergänzung zu einer kurz ablehnenden Bemerkung über die eigentümliche Methode der Transzendentalphilosophie (A 766) im Unterschiede von der Kritik der reinen Vernunft sehen dürfen. Die Methode verbleibt somit prinzipiell innerhalb der Grenzen einer apriorisch-deduktiven 'Bestimmung der formalen Bedingungen eines vollständigen Systems der Vernunft' (A 735). 'Die von aller Erfahrung abgesonderte Vernunft kann alles nur a priori und als notwendig, oder gar nicht erkennen; daher ist ihr Urteil niemals Meinung, sondern entweder Enthaltung von allem Urteil oder apodiktische Gewißheit' (A 803). Das transzendente Verfahren behält ebenso durchweg den synthetischen Charakter, den die Prolegomenen, wie wir gesehen haben (S. 17f.), gegenüber der ihnen eigenen Methode auf das nachdrücklichste hervorheben.

Aus diesem Charakter heraus verstehen wir auch schon hier 'das Eigentümliche der Beweise transzendentaler und synthetischer Sätze unter allen Beweisen einer synthetischen Erkenntnis a priori, daß die Vernunft bei jenen vermittels ihrer Begriffe sich nicht geradezu an den Gegenstand wenden darf, sondern zuvor die objektive Gültigkeit der Begriffe und die Möglichkeit der Synthesis derselben a priori dartun muß' (A 810, vgl. 180f., 188, 263f., 761, 765, 815). Es ist nur zu beachten, daß die dritte Regel, die Kant für diese Eigenart der transzendentalen Beweise angibt, daß sie nämlich niemals indirekt, sondern jederzeit direkt sein müssen (A 817), nur im Hinblick auf die dialektischen Beweise der Vernunft aufgestellt ist. Daß sie im übrigen von Kant nicht ganz streng eingehalten wird, haben wir schon oben (S. 30) bei Besprechung des indirekten Beweises für den transzendentalen Idealismus aus den Antinomien sowie bei dem Hinweis auf die indirekte Argumentation ersehen, die schon in der ursprünglichen Bearbeitung der transzendentalen Ästhetik enthalten ist.

In allen ihren Formen, der Untersuchung der Quellen, des Umfangs und der Geltung der Erkenntnis a priori, dient die transzendente Methode letzten Endes der kritischen Grenzbestimmung. 'Denn spekulative Vernunft in ihrem transzendentalen Gebrauch ist an sich dialektisch ... Wo weder empirische, noch reine Anschauung die Vernunft in einem sichtbaren

Geleise halten, nämlich in ihrem transzendentalen Gebrauche nach bloßen Begriffen, da bedarf sie so sehr einer Disziplin, die ihren Hang zur Erweiterung über die engen Grenzen möglicher Erfahrung bändige und sie von Ausschweifung und Irrtum abhalte, daß auch die ganze Philosophie der reinen Vernunft bloß mit diesem negativen Nutzen zu tun hat' (A 805, 739). Es trifft die transzendente Methode überhaupt, was Kant über die 'tiefen Untersuchungen' der transzendentalen Analytik sagt, 'daß der bloß mit seinem empirischen Gebrauche beschäftigte Verstand, der über die Quellen seiner eigenen Erkenntnis nicht nachsinnt, zwar sehr gut fortkommen, eines aber gar nicht leisten könne, nämlich sich selbst die Grenzen seines Gebrauchs zu bestimmen und zu wissen, was innerhalb oder außerhalb seiner ganzen Sphäre liegen mag' (A 297).

Daraufhin wird es von prinzipieller Bedeutung, den diskursiven philosophischen von dem konstruktiven mathematischen Vernunftgebrauch sorgfältig zu scheiden: 'Da wir es uns zur Pflicht gemacht haben, die Grenzen der reinen Vernunft im transzendentalen Gebrauche genau und mit Gewißheit zu bestimmen, diese Art der Bestrebung aber das Besondere an an sich hat, unerachtet der nachdrücklichsten und klarsten Warnungen sich noch immer durch Hoffnung hinhalten zu lassen, über Grenzen der Erfahrungen hinaus in die reizenden Gegenden des Intellektuellen zu gelangen, so ist es notwendig, noch gleichsam den letzten Anker einer phantasie-reichen Hoffnung hinwegzunehmen und zu zeigen, daß die Befolgung der mathematischen Methode in dieser Art Erkenntnis nicht den mindesten Vorteil schaffen könne' (A 754). Denn 'synthetische Sätze, die auf Dinge überhaupt, deren Anschauung sich a priori gar nicht geben läßt, gehen', d. i. transzendente Sätze, lassen sich niemals durch Konstruktion der Begriffe, sondern nur nach Begriffen a priori geben' (A 748, 751f., 760f.). Erst durch die Einsicht in diese prinzipielle Differenz, die von Humes ebenso prinzipieller Trennung zwischen den Wissenschaften der *relations of ideas* und der *matters of fact* völlig unabhängig, von ihr wesentlich unterschieden und trotzdem mit ihr wesentlich verwandt ist, ist das methodologische Vorurteil des Vorbildes der Mathematik für die Philosophie, weil für alle Tatsachenwissenschaften, von Grund aus zerstört worden.

Zu prinzipieller Verwendung für die Grenzbestimmung führt der transzendente Gebrauch der Vernunft in polemischer Rücksicht, insbesondere in der einen der beiden Wendungen, die Kants Erörterung dieses

Vernunftgebrauchs in sich schließt. Sie findet sich in dem Exkurs 'Von der Unmöglichkeit einer skeptischen Befriedigung der mit sich selbst vereinigten reinen Vernunft', der zahlreiche, durch das ganze Werk zerstreute, auch in den Prolegomenen wiederkehrende Bemerkungen systematisch zusammenfaßt. Mit spezieller Rücksicht auf Hume wird hier ausgeführt, daß die Grenzbestimmung unserer Vernunft nur nach Gründen a priori, also nur nach transzendentaler Methode geschehen könne, nicht aber durch ein Verfahren, das die Facta der reinen Vernunft, die einzelnen fehlgeschlagenen dogmatischen Versuche, d. i. einzelne Lehren oder Systeme (vgl. A² XII, A² 27), der Prüfung unterzieht. Es sei notwendig, 'die Vernunft selbst nach ihrem ganzen Vermögen und Tauglichkeit zu reinen Erkenntnissen a priori der Schätzung zu unterwerfen', so daß 'nicht bloß Schranken, sondern die bestimmten Grenzen der Vernunft, nicht bloß Unwissenheit an einem oder andern Teile, sondern in Ansehung aller möglichen Fragen von einer gewissen Art . . . aus Prinzipien' aufgewiesen werden. Die skeptischen Angriffe seien verderblich gegen alles ursprünglich unkritische Verfahren der reinen Vernunft, also gegen den Dogmatismus, die 'Anmaßung, mit einer reinen Erkenntnis aus Begriffen (der philosophischen) nach Prinzipien ohne Erkundigung der Art und des Rechts, womit die Vernunft dazu gelangt ist, allein fortzukommen', kurz gegen 'das Verfahren der reinen Vernunft ohne vorangehende Kritik ihres eigenen Vermögens' (A² XXXV). Insofern die Kritik der reinen Vernunft ebenfalls und vor allem dem Dogmatismus entgegengesetzt ist, wird der Skeptiker zum Zuchtmeister des dogmatischen Vernünftlers auf eine gesunde Kritik des Verstandes und der Vernunft selbst'. Der Skeptizismus [Humes] ist 'vorübernd, aber nicht befriedigend'. Vorübernd ist er auch in dem Sinne, der innerhalb des transzendentalen Verfahrens eine skeptische Methode zur Lösung der kosmologischen Antimonien möglich macht, die der Transzendentalphilosophie allein eigen, dementsprechend vom Skeptizismus 'gänzlich unterschieden' ist. Denn sie sucht in dem Streit der entgegengesetzten kosmologischen Behauptungen 'den Punkt des Mißverständnisses zu entdecken, geht also auf Gewißheit' (A 451f.). Sie darf demnach auch mit dem unzulänglichen skeptischen Gebrauch übelwollender Neutralität (A 784) nicht ineins gesetzt werden.

Anderer Art ist das zweite Moment des polemischen Vernunftgebrauchs. Es berührt sich auf das engste mit der Frage nach dem Recht der trans-

zendentalen Hypothesenbildung, und führt zugleich auf das Gebiet der praktischen Vernunft über. Transzendente Hypothesen sind in einer Methode, die apriorische Gewißheit fordert, selbstverständlich so weit ausgeschlossen (A 805), wie sie zur Erklärung gegebener Erscheinungen dienen, also gebraucht werden sollen, 'um Sätze darauf zu gründen' (A 800, 804). Aber sie haben Bedeutung als Kriegswaffen; nicht demnach, um darauf ein Recht zu gründen, sondern nur, um es zu verteidigen (A 805f.). Freilich sind sie lediglich 'bleierne Waffen', die nur so viel vermögen wie diejenigen, deren sich irgendein Gegner bedienen mag. Sie dürfen lediglich zur 'Verteidigung der Sätze aus spekulativer reiner Vernunft, gegen die dogmatischen Verneinungen derselben' gebraucht werden; sie helfen nicht, die Beweisgründe einer Behauptung zu vermehren, sondern vermögen nur die Scheineinsichten des Gegners zu vereiteln, die unserem behaupteten Satze Abbruch tun sollen (A 767, 804).

Nur gestreift wird von Kant in den abschließenden methodologischen Erörterungen diejenige Art der transzendentalen Methode, die in der Analytik das eigentliche Richtmaß für die Untersuchung abgibt, die von ihm sogenannte transzendente Deduktion. Es wird wieder erwähnt (vgl. §. 68), daß die diskursiven synthetischen Grundsätze a priori des Verstandes jederzeit noch einer Deduktion bedürfen (A 761, 811), daß die Grundsätze der Vernunft, werden sie objektiv genommen, insgesamt dialektisch sind, daß demnach eine Deduktion der in ihren Beweisen gebrauchten Grundsätze aus bloßer Vernunft niemals möglich ist (A 814f., vgl. S. 48), daß endlich alle vermeintlichen Erkenntnisansprüche der Vernunft jederzeit einen durch transzendente Deduktion der Beweisgründe geführten rechtlichen Beweises erfordern, der nur direkt sein kann (A 822). Die transzendente Deduktion bleibt demnach auch hier auf die transzendente Analytik beschränkt.

Allerdings hat es Kant auch dem kundigen Leser einigermaßen erschwert, den systematischen Ort und die Funktion dieser grundlegenden Aufgabe für die Idee des Kritizismus reinlich zu bestimmen.

Eingeführt wird der Begriff der transzendentalen Deduktion erst in dem Hauptstück der transzendentalen Analytik, das 'Von der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe' handelt. Hier wird sie nach dem Vorbild des juristischen Sprachgebrauchs als Antwort auf die Frage *quid juris* gefaßt, d. i. als Antwort auf die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Ge-

brauchs der Begriffe a priori, oder als Erklärung der Art, wie sich Begriffe a priori auf Gegenstände beziehen können, die sie doch von keiner Erfahrung hernehmen. 'Mit den reinen Verstandesbegriffen', wird ausgeführt, 'fängt das unumgängliche Bedürfnis an . . . , die transzendente Deduktion zu suchen'. Als transzendente wird diese Deduktion der empirischen, wie sie Locke und Hume geübt haben (A 117; A 127), entgegengesetzt. Diese 'versuchte physiologische Ableitung' dürfe eigentlich, weil sie nicht die Rechts-, sondern die Tatsachenfrage betreffe, gar nicht Deduktion heißen. Das Prinzip dieser transzendentalen Deduktion ist, wie oben schon zu erwähnen war (S. 42) und noch weiter zu erörtern sein wird (S. 77 f.), das Fundament, auf dem die transzendente Logik ruht: Verstandesbegriffe, die den objektiven Grund der Möglichkeit der Erfahrung abgeben, sind eben darum notwendig, weil sie apriorische Bedingungen des Denkens für die Möglichkeit der Erfahrung sind (vgl. A 126).

Aber es war notwendig, die vorstehenden Bestimmungen aus einem weiteren Umfang, der dem Begriff der transzendentalen Deduktion mitten in dem angeführten Zusammenhang zuteil wird, etwas mühsam herauszuschälen. Die transzendente Deduktion ist fürs erste nicht ausschließlich, sondern nur vorzugsweise auf die reinen Verstandesbegriffe bezogen. Formell handelt der Abschnitt 'von den Prinzipien einer transzendentalen Deduktion überhaupt', also von einer Deduktion aller Begriffe a priori (A 116 f.). Erst der nächstfolgende Abschnitt (A 124 f.) bildet, wiederum formell, den 'Übergang zur transzendentalen Deduktion der Kategorien'. Dementsprechend wird in der einleitenden Erörterung die transzendente Deduktion auf die beiden Arten apriorischer Begriffe bezogen, von denen in der Kritik bis dahin zu reden war: außer auf die Kategorien auch auf 'die Begriffe von Raum und Zeit', d. h. auf die Begriffe beider, durch die sie nach Prinzipien als apriorische Formen der Sinnlichkeit beurteilt werden. Diese Weite des Begriffs der transzendentalen Deduktion wird dadurch begründet, daß 'mit den reinen Verstandesbegriffen das unumgängliche Bedürfnis anfangs, nicht allein von ihnen selbst, sondern auch vom Raum [und der Zeit] die transzendente Deduktion zu suchen'. Denn die Kategorien machen auch 'jenen Begriff des Raumes [und der Zeit] zweideutig, dadurch daß sie ihn über die Bedingungen der sinnlichen Anschauung zu gebrauchen geneigt sind, weshalb auch oben von ihm eine transzendente Deduktion vonnöten war'. Von einer transzendentalen Deduktion der

Anschauungsformen ist demnach in der ursprünglichen Redaktion der transzendentalen Ästhetik nicht die Rede. Freilich ist die transzendente Deduktion des Raums und der Zeit von der Rechtsbegründung der Kategorien wesentlich verschieden. Wie sich Raum und Zeit a priori notwendig auf Gegenstände beziehen, 'konnte mit leichter Mühe begreiflich gemacht werden. . . , da nur vermittelt solcher reinen Formen der Sinnlichkeit uns ein Gegenstand erscheinen, das ist ein [mögliches] Objekt der empirischen Anschauung sein kann' und 'der Gebrauch des Begriffs von Raum — Kant spricht hier nur von diesem, nicht auch von der Zeit — nur auf die äußere Sinnenwelt geht'. Dagegen bei der transzendentalen Deduktion der Kategorien 'ist die Sache tief eingehüllt', die Deduktion deshalb schwierig, mit unvermeidlicher Dunkelheit behaftet usw.; weil die Kategorien [für sich genommen], 'da sie von Gegenständen nicht durch Prädikate der Anschauung und der Sinnlichkeit, sondern des reinen Denkens a priori reden, sich auf Gegenstände ohne alle Bedingungen der Sinnlichkeit, allgemein beziehen'. Sie stellen eben 'gar nicht die Bedingungen vor, unter denen Gegenstände [nach dem Mannigfaltigen, das sie enthalten] in der Anschauung gegeben werden. Mithin können uns allerdings Gegenstände erscheinen [nach dem Mannigfaltigen, das sie enthalten, gegeben werden], ohne daß sie [in diesem gegebenen Mannigfaltigen] sich notwendig auf Funktionen des Verstandes beziehen müssen'. Denn, so dürfen wir mißverständliche, aber der Meinung nach klare Äußerungen Kants weiter interpretieren, 'die Anschauung bedarf' [wenn von den Funktionen der Synthesis auf den innern Sinn abgesehen wird, für das Gegebenwerden des sinnlichen Mannigfaltigen] 'der Funktionen des Denkens auf keine Weise' (vgl. A 122 f.). Das Problem trifft also auch bei dieser nachträglichen Einbeziehung der transzendentalen Ästhetik ausschließlich die Kategorien.

Aber der Begriff der transzendentalen Deduktion erfährt in demselben Zusammenhang noch eine zweite, freilich nur angedeutete Erweiterung, die bedeutsamer ist, als die Übertragung auf die Rechtsansprüche von Raum und Zeit. 'Wir haben oben', heißt es, 'die Begriffe von Raum und Zeit vermittelt einer transzendentalen Deduktion zu ihren Quellen verfolgt und ihre objektive Gültigkeit a priori erklärt und bestimmt'. In der Tat ist die hier miteinbezogene Ursprungsuntersuchung des Raums und der Zeit von dem Nachweis der objektiven Gültigkeit beider Begriffe nicht zu trennen. Denn dieser Nachweis beruht darauf, daß Raum und Zeit nichts als

ursprüngliche Formen der Sinnlichkeit sind (vgl. Prolegom. W. IV 324). Auch die Rechtsansprüche der Kategorien bedürfen gegenüber der empirischen Deduktion, wie wir lesen, eines Ursprungsattestes, 'weil in Ansehung ihres künftigen Gebrauchs, der von der Erfahrung gänzlich unabhängig sein soll, sie einen ganz anderen Geburtsbrief als den der Abstammung von Erfahrungen müssen aufzuzeigen haben'. Systematisch zusammengefaßt ist diese Erweiterung von Kant allerdings nicht. Wir können nur ihre Motive auch für die Kategorien verstehen, wenn wir uns erinnern, welche Bedeutung Kant der Ableitung der Kategorien aus den Urteilsfunktionen zuschreibt (S. 41f.) und beachten, wie fern ihm der Gedanke liegt, die Apriorität der Kategorien erst beweisen zu müssen (S. 55).

Innerhalb des Rahmens der transzendentalen Analytik wird die Systematik, welche die Rechtsfrage des Gebrauchs der reinen sinnlichen und der Verstandesbegriffe um die Frage nach dem Ursprung erweitert, überdies noch durch zwei Momente gehemmt.

Das erste von ihnen zeigt sich in der Vorrede zu der ursprünglichen Redaktion der Kritik (A' XVI f.). Dort trennt Kant die transzendente Deduktion der reinen Verstandesbegriffe nachträglich in eine objektive und subjektive Deduktion, in die Hauptfrage: 'Was und wieviel kann Verstand und Vernunft frei von aller Erfahrung erkennen?' und die zwar für den 'Hauptzweck sehr wichtige, aber nicht wesentlich zu ihm gehörige: 'Wie ist das Vermögen zu denken selbst möglich?' Die auf den ersten Blick naheliegende Deutung, daß es sich in der subjektiven 'Betrachtung des reinen Verstandes nach seiner Möglichkeit und den Erkenntniskräften, auf denen er selbst beruht', um die Ursprungsuntersuchung handle, die der transzendentalen Deduktion vorangeht, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß Kant sich auf 'das zweite Hauptstück der transzendentalen Deduktion' beruft. Sie ist dies sachlich auch dadurch, daß hier nur von 'zwei Seiten der etwas tief angelegten Betrachtung' der Rechtsprüfung die Rede ist. Wir haben die subjektive Deduktion demnach in der gewiß tiefsinnigen Unterscheidung der Momente der Synthesis und deren Beziehung zur transzendentalen Einheit der Apperzeption, d. i. zum Verstande, zu suchen.

Ein zweites Moment, das die spätere Systematik der transzendentalen Deduktion als nicht durchgeführt bekundet, liegt in einer gelegentlichen, oben schon wiederholt benutzten Wendung der zweiten Auflage. Dort wird (A² 159) die Ableitung der Kategorien aus den Urteilsfunktionen von

der transzendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe als metaphysische abgetrennt, die transzendente also auf die Rechtsfrage beschränkt, ohne daß diese Neugliederung sonst beachtet würde. Sie hat nur ein Seitenstück in der Neubearbeitung der transzendentalen Ästhetik. Auch in dieser werden allerdings die Beweisgründe für die anschauliche Apriorität von Raum und Zeit nicht als Deduktion gefaßt. Sie sind vielmehr als 'Erörterung' bezeichnet, d. i. als 'die deutliche, wenngleich nicht ausführliche Vorstellung dessen, was zu einem Begriffe gehört'. Aber diese Definition ist nicht als analysierende Inhaltsbestimmung gemeint. Denn die Erörterung wird gleichfalls in eine metaphysische und transzendente gegliedert. Und jene geht nach Analogie der 'metaphysischen' Deduktion der Kategorien auf den Ursprung, da sie dasjenige enthält, 'was einen [sinnlichen] Begriff als a priori gegeben darstellt'. Damit aber hört die Analogie auf. Denn die transzendente Erörterung, das ist 'die Erklärung eines Begriffs als eines Prinzips, woraus die Möglichkeit anderer synthetischer Erkenntnisse a priori abgeleitet werden kann', ist für den Raum um die analytische Fragestellung der Prolegomenen orientiert, nicht aber im Sinne der für die Kategorien grundlegenden Rechtsfrage konstruiert [für die Zeit hat sie Kant, 'um kurz zu sein', überhaupt nicht ausgeführt].

Hergenommen hat Kant die nachträgliche Gliederung der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe in eine metaphysische und transzendente anscheinend aus dem Gedankengange, der ihn zu Anfang der Dialektik sagen läßt: 'Von diesen transzendentalen Ideen ist eigentlich keine objektive Deduktion möglich, so wie wir sie von den Kategorien liefern konnten . . .; aber eine subjektive Ableitung derselben aus der Natur unserer Vernunft konnten wir unternehmen' (A 393). Damit ist die Rechtsdeduktion von den Ideen abgewiesen. Dementsprechend fällt sie im Gang der dialektischen Einzelkritik aus. Auch der metaphysischen wird ausdrücklich fast nur an der eben genannten Stelle gedacht. Aber die oben erörterten Eingangsbestimmungen über die Prinzipien einer transzendentalen Deduktion überhaupt gehen auf alle Begriffe a priori (vgl. A 697). Man kann demgemäß auch in der dort von Kant gebrauchten Wendung: 'Wir haben jetzt schon zweierlei Begriffe von ganz verschiedener Art, die . . . völlig a priori sich auf Gegenstände beziehen' (A 118), einen Hinweis darauf sehen, daß der Gebrauch der transzendentalen Ideen schließlich ebenfalls einer Rechtsprüfung bedarf, obgleich das 'Prinzip der transzendentalen Deduktion' dort

nur auf die Anschauungsformen und Kategorien eingestellt ist (A 126). Dem wird denn in der Tat auch von Kant Folge gegeben; jedoch erst in dem Schlußabschnitt der transzendentalen Dialektik. Hier wird der allgemeine Gedanke der transzendentalen Deduktion im Sinne des Rechtsanspruchs wieder aufgenommen und auf das positive spekulative Moment der Dialektik (S. 44f.) übertragen: 'Man kann sich eines Begriffes a priori mit keiner Sicherheit bedienen, ohne seine transzendente Deduktion zu Stande gebracht zu haben. Die Ideen der reinen Vernunft verstatten zwar keine Deduktion von der Art, als die Kategorien; sollen sie aber im mindesten einige, wenn auch nur unbestimmte objektive Gültigkeit haben . . ., so muß durchaus eine Deduktion derselben möglich sein, gesetzt daß sie auch von derjenigen weit abweiche, die man mit den Kategorien vornehmen kann' (A 697). Entsprechend der Funktion, die dem positiven spekulativen Moment gegenüber dem negativen kritischen Hauptzweck der Dialektik zufällt, beschränkt sich Kant für diese Deduktion auf eine kurze Ausführung, welche die Aufgabe der transzendentalen Dialektik nicht prinzipiell begründet, sondern zusammenfassend abschließt. Die transzendente Deduktion geht hier auf das Ergebnis, daß die transzendentalen Ideen 'alle Regeln des empirischen Gebrauchs der Vernunft, unter Voraussetzung eines ihnen korrespondierenden Gegenstandes in der Idee, auf systematische Einheit führen und die Erfahrungserkenntnis jederzeit [der Idee nach] erweitern, niemals aber derselben zuwider sein können' (A 699). So führt die transzendente Deduktion aller Ideen zu der 'notwendigen Maxime', daß sie lediglich 'regulative Prinzipien der systematischen Einheit des Mannigfaltigen der empirischen Erkenntnis überhaupt sind, welche dadurch in ihren eigenen Grenzen mehr angebaut und berichtigt wird, als es ohne solche Ideen, durch den bloßen Gebrauch der Verstandesgrundsätze, geschehen könnte'.

Auch damit aber sind die Momente unsicherer Begrenzung der transzendentalen Deduktion nicht erschöpft. Gelegentlich redet Kant von einer Deduktion der Kategorien und Ideen, welche für beide die Ursprungsuntersuchung einschließt. Andere Wendungen beziehen die Deduktion bald ausschließlich auf den Rechtsgrund für die Anschauungsformen und Kategorien (A² XX, vgl. XXVI, XXVIII; W. IV 325), bald auf alle Begriffe a priori (W. IV 327, 347, 365) mit Einschluß der Grundsätze (A 255, 285f.), bald auf die Ursprungs- und Geltungsprüfung von Raum und Zeit (W. IV 285). In dem polemischen Zusammenhang der Vorrede zu den 'Metaphysischen

Anfangsgründen der Naturwissenschaft' wird der Begriff der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe sogar wesentlich umgeformt. Ihr Schwerpunkt wird in die Ursprungsuntersuchung der Kategorien verlegt, die Rechtsprüfung dagegen als keineswegs notwendig, sondern bloß verdienstlich für den Hauptzweck des Systems bezeichnet, obgleich die analytische Erörterung der Prolegomena über die Möglichkeit der reinen Naturwissenschaft der synthetischen Untersuchung der Kritik eingeordnet wird und auch die synthetischen Grundsätze des reinen Verstandes sowie das Resultat der transzendentalen Ästhetik in sie hineingenommen werden (W. IV 474f.).

Suchen wir für diese schwankenden Bestimmungen einen festen Halt zu gewinnen, so haben wir folgendes zu sagen. In der am meisten durchgeführten Systematik ist die transzendente Deduktion der Kritik der spekulativen Vernunft die transzendente Methode für die Lösung der Rechtsfrage nach der Gültigkeit des Erkenntnisgebrauchs der Kategorien. Die Erweiterung des Begriffs um die Ursprungsfrage der Kategorien ist sachlich und genetisch wohl motiviert, aber so wenig durchgeführt, wie die Übertragung des Begriffs auf Ursprung und Geltung der Formen der Sinnlichkeit, der Grundsätze des reinen Verstandes und der Ideen. Ebenso fehlt den Gliederungen der Deduktion in eine subjektive und objektive sowie in eine metaphysische und transzendente im engeren Sinne die prinzipielle Durchführung. Von den weiteren Verwicklungen, die der Begriff der Deduktion in den übrigen kritischen Schriften Kants erfährt, sehen wir hier ab.

Trotz dieser Mängel der Begrenzung ist die transzendente Deduktion, der reinen Verstandesbegriffe, wie wir gesehen haben (S. 42f.), der systematisch und entwicklungsgeschichtlich bedeutsamste Bestandteil der kritischen Methode der transzendentalen Analytik. Ihr Prinzip, daß die Kategorien 'als Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung erkannt werden müssen', macht die in ihr liegende Theorie der Erfahrung zu dem Grundgedanken für die Ableitung der kritischen Grenzbestimmung unserer Verstandeserkenntnis a priori, und damit der Vernunftkenntnis a priori überhaupt. Die Theorie der Erfahrung ist jedoch eben deshalb nicht Selbstzweck, nicht etwa die eigentliche Idee der Kritik der reinen Vernunft. Sie ist vielmehr lediglich das für die Analytik geschaffene Mittel, die kritische Grenzbestimmung zu ermöglichen. Denn es bleibt das Resultat der ganzen Kritik, daß uns Vernunft durch alle ihre Prinzipien a priori niemals etwas mehr als lediglich Gegenstände möglicher Erfahrung, und auch von diesen nichts mehr lehre,

als was in der Erfahrung erkannt werden kann' (W. IV 361). Die in der transzendentalen Deduktion der Kategorien enthaltene Theorie der Erfahrung geht demnach, wie der transzendente Idealismus, auf dem sie aufgebaut ist, durch das ganze Werk, aber macht so wenig wie dieser die Seele des Systems aus, wenn wir diese Seele in seiner Idee suchen. Daß wir auch damit Kants eigene Meinung treffen, wird durch die oben angezogenen Ausführungen in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft bestätigt. Dort erklärt Kant, die Dunkelheit seiner Deduktion der Kategorien wiederum anerkennend, geradezu, daß 'das System der Kritik apodiktische Gewißheit bei sich führen müsse, weil dieses auf dem Satze erbaut ist, daß der ganze spekulative Gebrauch unserer Vernunft niemals weiter als auf Gegenstände möglicher Erfahrung reiche'. Gerade die polemische Umformung und Erweiterung, die der Deduktion, wie wir sahen (S. 77), hier zuteil wird, macht den Ausspruch charakteristisch, daß die Einschränkung des reinen Vernunftgebrauchs auf Gegenstände der Erfahrung; weil ihre Grundsätze nichts als Prinzipien der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt sein können, 'das wahre und hinlängliche Fundament der Grenzbestimmung der reinen Vernunft' sei. Nur in diesem Sinne darf die Bemerkung in den Entwürfen zu der akademischen Preisfrage von 1791 verstanden werden: 'Die höchste Aufgabe der Transzendentalphilosophie ist also: Wie ist Erfahrung möglich?' (W. H. VIII 536).

Nach dem allen können wir die Idee der Kritik der reinen Vernunft formulieren. Sie ist eine Folgebestimmung der in der architektonischen Einheit der reinen Vernunft angelegten Idee der Metaphysik, wenn diese objektiv, 'als das Urbild der Beurteilung' aller Schulbegriffe der Metaphysik, d. i. als die philosophische Erkenntnis aus reiner Vernunft im systematischen Zusammenhange genommen wird (A 866, 869). Denn 'Metaphysik ist vielleicht mehr wie irgendeine andere Wissenschaft durch die Natur selbst ihren Grundzügen nach in uns gelegt, und kann gar nicht als Produkt einer beliebigen Wahl oder als zufällige Erweiterung beim Fortgange der Erfahrungen (von denen sie sich gänzlich abtrennt) angesehen werden' (W. IV 353). Aber 'die Natur der Vernunft selbst führt durch ihre dialektischen Versuche im ersten, dogmatischen Stadium der Entwicklung der Metaphysik 'auf Grenzen'. Es bedarf also einer Propädeutik der Metaphysik, die das Vermögen der reinen Vernunft gemäß

dem in ihr angelegten System in Ansehung aller Erkenntnis a priori untersucht. Diese Propädeutik ist eine 'ganz neue und bisher unversuchte Wissenschaft, nämlich die Kritik der a priori urteilenden [spekulativen] Vernunft' (W. X 318). Für sie gilt allgemein, was Kant gelegentlich über den Ursprung der Gliederung in analytische und synthetische Urteile sagt: 'Dergleichen allgemeine und dennoch bestimmte Prinzipien lernt man nicht leicht von Anderen, denen sie nur dunkel obgeschwebt haben. Man muß durch eigenes Nachdenken zuvor selbst darauf gekommen sein; hernach findet man sie auch anderwärts, wo man sie gewiß nicht zuerst würde angetroffen haben, weil die Verfasser selbst nicht einmal wußten, daß ihren eigenen Bemerkungen eine solche Idee zum Grunde liege' (W. IV 270). Zur Kritik wird diese Propädeutik, weil sie durch ihre Grenzbestimmung alle dogmatische Metaphysik aufhebt. Die Voraussetzung dieser Grenzbestimmung ist der transzendente Idealismus; ihre Prinzipien entnimmt sie der organischen Gliederung der Vernunft selbst; ihre für die Vernunft im engeren Sinne entscheidenden Argumente liefert die transzendente Deduktion der Kategorien; ihr Ergebnis ist der Nachweis der unserer Erkenntnis a priori gesteckten Grenzen, welche die Ontologie zur transzendentalen Analytik umbildet, die übrigen metaphysischen Disziplinen als Scheinwissenschaften erkennen lehrt; ihre Methode endlich ist die synthetisch-transzendente. Kurz also: Die Idee der Kritik der reinen Vernunft liegt in dem auf der Grundlage des transzendentalen Idealismus gemäß der organischen Gliederung der reinen Vernunft nach transzendentaler synthetischer Methode allgemeingültig geführten Beweis, daß der spekulative Erkenntnisgebrauch der Vernunft, der sich in der Idee der Metaphysik realisiert, niemals weiter als bis zu den Grenzen möglicher Erfahrung reicht.

Ein Nachlaßblatt, das R. Reicke ohne weitere Begründung in die Zeit der letzten 80er Jahre verlegt, möge in all' der Ungefüggigkeit, die Kants nicht unmittelbar für die Öffentlichkeit bestimmten Niederschriften kennzeichnet, diese Formulierung illustrieren. Daß sie am Schluß auf die analytische Fragestellung zugespitzt ist, also frühestens in die Zeit um 1782 verlegt werden darf, ändert an ihren wesentlichen Gehalt nichts: 'Ich habe bewiesen dass die Menschliche Vernunft in ihrem spekulativen Gebrauch auf keine andere Gegenstände sich erstrecken könne als auf

Gegenstände einer Möglichen Erfahrung und von diesen auch nichts mehr als in irgend einer möglichen Erfahrung gegeben werden kann, dass mithin weil Metaphysik ihre Wichtigkeit nicht in denen Erkenntnissen setzt die sich an dem Wege der Erfahrung finden oder wenigstens durch sie bestätigen lassen sondern vielmehr in dem was über die Grentze Aller möglichen Erfahrung hinausgeht aller dogmatische Nutzen derselben weg-falle ja dass ihre Existenz sogar als unnütz wegfallen müsste wenn nicht Erkenntnisse die wir wirklich a priori und ohne Hülfe der Erfahrung haben uns glauben liessen dass ihr Gebrauch da jene von Erfahrung unabhängig sind auch wohl weiter als Erfahrung reichen könnte und von daher wieder wichtige Erkenntnisse durch falsche oder trügliche Urtheile Angriffe und Schwierigkeiten entstehen könnten. Nun kam es darauf an wie Erkenntnisse a priori mithin ohne von Erfahrung abgeleitet zu seyn gleichwohl überall auf Gegenstände der Erfahrung ja sogar auf nichts anders gehen könnten. Dieses bewerkstelligte ich so dass ich Anschauungen a priori und auch Begriffe a priori zeigte deren die erste nichts als die Form der Erscheinungen diese die Form der Begriffe von Dingen überhaupt die [zu den?] Erscheinungen darstellte[n] deren Gebrauch ob sie gleich Vorstellungen a priori sind sich bloß auf Erfahrung erstreckt. Hier wurde alles was zu leisten ist in einer Aufgabe befaßt: wie sind synthetische Erkenntnisse a priori möglich. (L. Bl. I. 194f.)

Die historische Stellung des spekulativen Kritizismus in dem objektiven Entwicklungszusammenhang der Idee der Metaphysik, wie er in der reinen Vernunft selbst angelegt ist, ergibt sich hieraus ohne weiteres. Ich habe nicht vor, sie hier nochmals eindringender zu analysieren. Es sei nur daran erinnert, daß Kant selbst sich über die Frontstellung seiner Untersuchung wiederholt geäußert hat. Die Kritik der reinen Vernunft bildet für ihn das abschließende Glied der vorkritischen 'Auswicklung der Vernunft'. Als die systematischen, historisch ineinander verfließenden Hauptphasen dieser Entwicklung sieht er den Dogmatismus und den Skeptizismus an. Denn 'die Verschiedenheit der Idee der Metaphysik' in Ansehung des Gegenstandes unserer Vernunftkenntnis, die ihn eine sensualistische und eine intellektualistische Philosophie annehmen lassen, und die Unterschiede des Ursprungs jener Erkenntnis, die für ihn eine sensualistische und eine noologistische Philosophie ergeben, treten in seiner Darstellung wie in seinen Äußerungen hinter den Differenzen zurück, die er in den

Schlußwörtern seines spekulativen Hauptwerks als methodologische faßt. Die für die Metaphysik allein in die Wagschale fallende 'szientifische Methode' zeigt den Gegensatz des Dogmatismus und Skeptizismus. 'Wenn ich hier', heißt es daselbst, 'in Ansehung der dogmatischen Methode den berühmten Wolff, bei der zweiten David Hume nenne, so kann ich die übrigen meiner jetzigen Absicht nach ungenannt lassen.' Damit werden Gedanken formuliert, mit denen die ursprüngliche Vorrede anhub, und die in mancherlei Wendungen das Werk durchsetzen. Ähnlich so urteilt Kant in den Prolegomenen: 'Kritik der Vernunft bezeichnet hier den wahren Mittelweg zwischen dem Dogmatismus, den Hume bekämpfte, und dem Skeptizismus, den er dagegen einführen wollte, einen Mittelweg . . . , den man nach Prinzipien genau bestimmen kann.' Und noch charakteristischer wird im Anschluß an das erste Moment des polemischen Vernunftgebrauchs ausgeführt: 'Überdrüssig also des Dogmatismus, der uns nichts lehrt, und zugleich des Skeptizismus, der uns gar überall nichts verspricht, auch nicht einmal den Ruhestand einer erlaubten Unwissenheit, aufgefordert durch die Wichtigkeit der Erkenntnis, deren wir bedürfen, und mißtrauisch durch lange Erfahrung in Ansehung jeder, die wir zu besitzen glauben, oder die sich uns unter dem Titel der reinen Vernunft anbietet, bleibt uns nur eine kritische Frage übrig . . . : Ist überall Metaphysik möglich?' (W. IV 274; vgl. VIII 226 und W. H. VIII 522 f., 542 f., 577, 586). Die Kritik der reinen Vernunft bietet also eine Synthese der Wolffschen Philosophie, die deren Dogmatismus aufgibt, aber deren systematische Methode zu einer transzendentalen umbildet, und der Lehre Humes, die dessen Grundsatz, 'den Gebrauch der [spekulativen] Vernunft nicht über das Feld möglicher Erfahrung hinaus zu treiben' (W. IV 360), annimmt, die empirische Methode des Skeptizismus jedoch ablehnt.

Erschöpft sind die objektiven historischen Vorbedingungen des spekulativen Kritizismus damit jedoch nicht. In der Antwort auf die Ursprungsfrage unserer Erkenntnis steht Kant auf dem Boden der Leibnizschen Philosophie: sowohl in der Scheidung zwischen Rezeptivität und Spontaneität, wie hinsichtlich dieses Grundbegriffs der reinen Verstandes- und Vernunftkenntnis selbst, so sehr er auch beide Glieder der Scheidung kritisch um- und fortbildet, das eine durch die Lehre von der Apriorität der sinnlichen Formen, das andere durch die Theorie der Spontaneität als Synthesis. Aber er steht auch zu dem Empirismus Lockes nicht lediglich in Wider-

streit. Er verwirft zwar ausdrücklich und wiederholt Lockes 'Physiologie des menschlichen Verstandes', speziell die empirische Deduktion der Verstandesbegriffe, sowie die dogmatische Inkonsequenz in Lockes religionsphilosophischen Folgerungen. Aber Kants kritische Frage ist doch, wie Schopenhauer wohl zuerst deutlich erkannt hat, die auf die Erkenntnis a priori eingeschränkte Grundfrage von Lockes 'Essay concerning Human Understanding' (vgl. W. X 318), die diesen zum Urheber der erkenntnistheoretischen Strömungen in der neueren Philosophie gemacht hat. Denn bei rein historischer Würdigung der Entwicklung der philosophischen Probleme im 17. Jahrhundert muß daran festgehalten werden, daß die ersten Ansätze solcher Fragestellung bei Descartes und Hobbes wie bei Leibniz noch völlig metaphysisch verdunkelt sind. Auf frühe, durch Lucrez vermittelte und nachhaltige Einwirkungen geht Kants Einschätzung des Epikureismus zurück, die sich bei dem 'Interesse der Vernunft' an den Antithesen der kosmologischen Antinomien und deren Gegensatz gegen die dogmatischen Thesen (A 494f.) deutlich erkennen läßt. Für Platons Philosophie finden wir bei Kant ein Verständnis, das, wenn auch in der Deutung der spekulativen Ideenlehre historisch verhängnisvoll irreführend, doch in der Anerkennung der spekulativen Genialität des Denkers und der tiefen ethischen Grundlagen seiner Lehre eine enge Wahlverwandtschaft verrät. Weit ab steht Kant mit dem allen selbst von den bedeutenderen Denkern der deutschen Aufklärung, von Lambert und Tetens; weit überlegen ist er ebenso von vornherein dem jetzt vergessenen Crusius, dessen früh einsetzender Einfluß auf seine kritische Entwicklung sich noch durch seine ethischen Schriften hindurch verfolgen läßt.

Die vorstehenden historischen Abhängigkeitsbedingungen zeigen Kants spekulativen Kritizismus als Glied der speziellen Problemlagen, aus denen die kritische Philosophie überragend emporwuchs. Aber dieser spezielle Bedingungsinbegriff ist doch in Kants Sinn nur die historische Offenbarung der objektiven Entwicklung der Vernunft. Der historisch bedingten Synthese zwischen den Grundverschiedenheiten der Idee der Metaphysik, insbesondere des Dogmatismus und Skeptizismus, liegt die Idee zugrunde, die seit alters die Entwicklung der theoretischen Philosophie gestaltet: der Versuch, die letzten Grundlagen unseres Erkennens zu begreifen. Von jeher stehen sich in diesem Versuch die Gedanken gegenüber, die wir in allen ihren historischen Modifikationen als empiristische und rationalistische

zusammenfassen können. In dieser objektiven Entwicklung der Vernunft stellt der spekulative Kritizismus eine hochragende originale Synthese dar, deren Bedeutung weit über die speziellen historischen Bedingungen ihres Ursprungs hinausreicht. Allerdings konnte es Kant, wiederum entsprechend der Idee der Vernunft, wie sie sich in verschiedenen Geistern und zu verschiedenen Zeiten gestaltet, so wenig wie einem seiner Vorgänger beschieden sein, eine definitive Lösung des Zwiespalts beider Denkrichtungen zu finden. Solcher vermeintlichen Endgültigkeit setzen die speziellen historischen Vorbedingungen der Problemlagen sowie der Individualität zu jeder Zeit unübersteigbare Schranken entgegen.

Ausreichend ist auch damit die historische Stellung von Kants spekulativem Kritizismus nicht skizziert. Sie ist nicht lediglich von den besonderen und allgemeinen Vorbedingungen abhängig, deren wir gedacht haben. Denn sie ist auch ein Glied in dem breiteren Zusammenhang, den wir uns gewöhnt haben als Philosophie der Aufklärung zusammenzufassen. Sie muß überdem auch aus den historischen Wirkungen abgeleitet werden, die Kants Kritizismus ausgelöst hat. Diese Ableitungen aber fordern, daß die Idee des spekulativen Kritizismus durch die des ethischen ergänzt werde. Erst die beide Momente umspannende Idee des Kritizismus überhaupt macht jene allgemeinere historische Vorbedingung und diese antreibende Kraft verständlich.

Nur ein Ausblick auf die ethische Ergänzung, wie sie in der Kritik der reinen Vernunft angelegt ist, gehört zum Abschluß der vorliegenden Untersuchung.

Als letzte Aufgabe seines Kritizismus hat Kant in der Fassung, die wir für die Ermittlung der Idee aus dem Schema des Werks zum Ausgangspunkt nahmen (S. 57), 'die Entscheidung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Metaphysik überhaupt' hingestellt.

In dieser Endbestimmung liegen Ansätze zu zwei sehr verschiedenartigen und verschiedenwertigen Ergänzungen der kritischen Propädeutik für die neue Begründung der Metaphysik: 'Die Metaphysik teilt sich in die des spekulativen und praktischen Gebrauchs der reinen Vernunft, und ist also entweder Metaphysik der Natur oder Metaphysik der Sitten. Jene enthält alle reinen Vernunftprinzipien aus bloßen Begriffen... von dem theoretischen Erkenntnis aller Dinge, diese die Prinzipien, welche das Tun und Lassen a priori bestimmen und notwendig machen' (A 869).

Die Metaphysik der Natur teilt Kant in die Transzendentalphilosophie und die 'Physiologie der reinen Vernunft' (A 873). Anscheinend hatte er bei der 'Metaphysik der Natur', die er am Schlusse der Vorrede zur Kritik 1781 in Aussicht stellt, nur die Transzendentalphilosophie im Sinne. Dafür spricht, daß sie als 'System der reinen (spekulativen) Vernunft' bezeichnet wird und 'noch nicht die Hälfte der Weitläufigkeit' wie die Kritik der reinen Vernunft haben soll. Über die Aufgabe dieser analytischen Ergänzung des propädeutischen Werks war schon kurz zu handeln (S. 57). Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß die Ansätze zur Ausführung des Plans, die wir durch die nächsten Jahre hindurch verfolgen können, schon in einzelnen Bemerkungen der Prolegomena (W. IV 271, 368, vgl. A 108) nichts von dem gleichfalls vorausgesagten 'ungleich reicheren Inhalt, als die Kritik' gibt, bemerken lassen. Wir haben demnach wohl lediglich an die 'leichte Ergänzung' zu denken, von der Kant in der Einleitung zur Kritik gesprochen hatte. Ganz muß dahingestellt bleiben, ob die in der Architektonik vorgetragene Gliederung der Physiologie der reinen Vernunft die Erörterungen einschließen sollte, die in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft für die anorganischen, und in dem zweiten Teile der Kritik der Urteilskraft für die organischen Körper enthalten sind. Das Nachlaßwerk aus Kants späterem Alter ist nach dem, was aus ihm veröffentlicht ist, hier außer Betracht zu lassen. Auch von den übrigen eben genannten Schriften, sowie von der nachträglich konstruierten 'Kritik der ästhetischen Urteilskraft', kommt für unsere Untersuchung nichts in Betracht. Denn auch was die 'Kritik der teleologischen Urteilskraft' für die Idee des Kritizismus überhaupt Bedeutsames bietet, fällt in den Zusammenhang der zweiten Ergänzung, welche die Kritik der spekulativen zur Kritik der praktischen Vernunft überführt.

Diese ethische Ergänzung aber fällt nur mit einem Punkt in das Gebiet der vorliegenden Untersuchung. Alles, was auf den inneren Zusammenhang der Idee der praktischen Vernunft mit der Idee der spekulativen in der transzendentalen Logik und der Methodenlehre hinweist, damit auch alles, was über das oben kurz erörterte positive ethische Moment der Dialektik zu sagen war (S. 46 f.), wird erst aus dem Primat der praktischen Vernunft über die spekulative und der aus ihm abzuleitenden Idee des Kritizismus überhaupt verständlich.

Hier ist nur der Bedingungen zu gedenken, die diese Ergänzung der Kritik der spekulativen Vernunft möglich machen. Die Kritik der reinen Vernunft enthält keine Kritik der praktischen, sondern auch in dem Kanon der reinen Vernunft nur die theoretischen Lehren, die der Möglichkeit einer praktischen Vernunft zugrunde liegen (vgl. W. H. VIII 521). Jene Bedingungen finden sich in einer bisher nur angedeuteten Voraussetzung des transzendentalen Idealismus, des Resultats also der transzendentalen Ästhetik, die den Untergrund für dieses Fundament der theoretischen Kritik bildet. Wir wollen diese Voraussetzung kurz als realistische bezeichnen. Sie ist für Kant eine ebenso selbstverständliche, wie die Scheidung der Erkenntnisvermögen in Rezeptivität und Spontaneität, sowie die Annahme, daß die reinen Verstandes- und Vernunftbegriffe a priori seien. Sie forderte nur aus hier nicht zu erörternden Motiven nachträglich von Kant eine besondere Begründung.

Wir beschränken uns demgemäß auf den Gedankenkreis der transzendentalen Ästhetik mit Einschluß alles dessen, was die Kritik der psychologischen Paralogismen sowie die Lösung des Antinomenproblems über den transzendentalen Idealismus zu sagen hat.

Schon die ersten Worte der ursprünglichen Redaktion der transzendentalen Ästhetik setzen Gegenstände voraus; 'die das Gemüt auf gewisse Weise affizieren', also 'eine Wirkung auf die Vorstellungsfähigkeit des Subjekts ausüben', d. i. Empfindungen, und mit ihnen empirische Anschauungen, solche also geben, die sich auf die wirkenden Gegenstände durch Empfindung beziehen. Der Gegenstand selbst, der durch diese Empfindungen im Raum und in der Zeit gegeben wird, ist die Erscheinung. Die Erscheinung hat demnach jederzeit zwei Seiten: die eine, da das Objekt an sich selbst betrachtet . . . , die andere, da auf [die Empfindungen, d. i. die Materie, und] die Form der Anschauung dieses Gegenstandes gesehen wird, welche nicht in dem Gegenstände an sich selbst, sondern im Subjekte, dem derselbe erscheint, gesucht werden muß, gleichwohl aber [soweit die Form in Frage steht] der Erscheinung dieses Gegenstandes wirklich und notwendig zukommt' (A 55). Bestimmter lautet die Erklärung, daß 'der Ausdruck außer uns' eine nicht zu vermeidende Zweideutigkeit bei sich führe, indem er bald etwas bedeute, was als Ding an sich selbst von uns unterschieden existiert, bald, was bloß zur äußeren Erscheinung gehört' (A 373). Entsprechendes gilt natürlich auch für den inneren Sinn (vgl. A 35, 334).

Demgemäß haben wir die schon in der ersten Auflage wiederkehrenden Bemerkungen zu verstehen, es sei 'das Resultat der ganzen transzendentalen Ästhetik, daß die Sinnlichkeit und ihr Feld, nämlich das der Erscheinungen . . ., nicht auf Dinge an sich selbst, sondern nur auf die Art gehe, wie uns vermöge unserer subjektiven Beschaffenheit Dinge erscheinen . . .; es folge auch natürlicherweise aus dem Begriff einer Erscheinung überhaupt, daß ihr etwas entsprechen müsse, was an sich nicht Erscheinung ist, weil Erscheinung nichts für sich selbst und außer unserer Vorstellungsart sein kann, mithin, wo nicht ein beständiger Zirkel herauskommen soll, das Wort Erscheinung schon eine Beziehung auf etwas anzeige, dessen unmittelbare Vorstellung zwar sinnlich ist, was aber an sich selbst, auch ohne diese Beschaffenheit unserer Sinnlichkeit . . . etwas, d. i. ein von der Sinnlichkeit unabhängiger Gegenstand sein muß' (A¹ 251 f.). Der Begriff der Erscheinung ist also in der Tat unter der selbstverständlichen Voraussetzung wirkender, eben dadurch erscheinender Dinge an sich gebildet. Anders ausgedrückt: Der transzendental Idealismus setzt eine Welt von Dingen an sich als selbstverständlich wirklich voraus. Nur unter dieser Voraussetzung heben sich 'alle Schwierigkeiten, welche die Verbindung der denkenden Natur mit der Materie treffen'. Denn sie 'entspringen ohne Ausnahme lediglich aus jener schlechten dualistischen Vorstellung, daß Materie als solche nicht Erscheinung, d. i. bloße Vorstellung des Gemüts, der ein unbekannter Gegenstand entspricht, sondern der Gegenstand an sich selbst sei, so weit er außer uns und unabhängig von aller Sinnlichkeit existiert' (A¹ 391 f.). Nur wenn jene Voraussetzung zugrunde liegt, wird auch die Lösung des Antinomienproblems möglich. Denn die 'Beweise der vierfachen Antinomie sind nicht Blendwerke, sondern gründlich . . . unter der Voraussetzung . . ., daß Erscheinungen oder eine Sinnenwelt, die sie insgesamt in sich begreift, Dinge an sich selbst' sind (A 535); die Widersprüche, zu denen sie führen, fallen fort, sobald wir die Erscheinungen von den Dingen an sich im Sinne des transzendentalen Idealismus unterscheiden (vgl. A 593 f. und W. VIII 153 f.). Eben dasselbe lehrt denn auch ein Rückblick auf die Problementwicklung des transzendentalen Idealismus. Die Gewißheit, die Kant bei seiner skeptischen Methode suchte (S. 70), bestand doch eben in der Einsicht, daß die vermeintliche Erkenntnis der Dinge an sich durch die Sinnlichkeit nur die Erscheinungen dieser Dinge gebe. Die Erkennbarkeit des *mundus in-*

telligibilis wurde dabei, wie wir wiederholt zu betonen hatten, in dem dogmatischen Gebrauch der Vernunftideen, den die Dissertation von 1770 anerkennt, noch als selbstverständlich vorausgesetzt (S. 33 f.). Nur unter dieser Voraussetzung wird zugleich die kritische Fragestellung verständlich, in der Kant 1772 das Problem des spekulativen Kritizismus gefunden hatte (S. 35).

In wohl zu beachtender Form bleibt die Voraussetzung wirkender Dinge an sich innerhalb der transzendentalen Ästhetik mit der Lehre von den Erscheinungen verbunden. Wir gewinnen ihrzufolge den Begriff des Dinges an sich, 'wenn wir von unserer Art, uns selbst innerlich anzuschauen und vermittels dieser Anschauung auch alle äußeren Anschauungen in der Vorstellungskraft zu befassen, abstrahieren, und mithin die Gegenstände nehmen, so, wie sie an sich selbst sein mögen' (A 51). Auch das Positive zu dieser Negation wird in der transzendentalen Ästhetik wenigstens angedeutet. Denn *in abstracto* betrachtet sind die Dinge an sich die Dinge überhaupt. 'Die Zeit [und der Raum] sind nicht mehr objektiv, wenn man von der Sinnlichkeit unserer Anschauung, mithin derjenigen Vorstellungsart, welche uns eigentümlich ist, abstrahiert, und von Dingen überhaupt redet. . . Wir können nicht sagen, alle Dinge sind in der Zeit, weil bei dem Begriff der Dinge überhaupt von aller Art der Anschauung derselben abstrahiert wird' (A 51 f.). In diesem Sinne also wird, wie es oben hieß, 'das Objekt an sich selbst betrachtet'.

Die weiteren in der Ästhetik angelegten Konsequenzen gehen jedoch schon in dieser grundlegenden Erörterung auseinander. Folgerichtig ist nur, daß uns 'solche Eigenschaften, die den Dingen an sich zukommen . . ., durch die Sinne niemals gegeben werden können . . . Was wir [im Raume] äußere Gegenstände nennen, sind nichts anderes als bloße Vorstellungen unserer Sinnlichkeit, deren Form der Raum ist, deren wahres Korrelatum aber, d. i. das Ding an sich selbst, dadurch gar nicht erkannt wird, noch erkannt werden kann, nach welchem aber auch in der Erfahrung niemals gefragt wird' (A 52, 45). Nehmen wir, wie es gewöhnlich geschieht, die Objekte der empirischen Anschauung nicht 'als bloße Erscheinung an, so daß darin gar nichts, was irgendeine Sache an sich selbst angehe, anzutreffen ist, so ist unser transzendentaler Unterschied verloren, und wir glauben alsdann doch Dinge an sich zu erkennen, ob wir es gleich überall (in der Sinnenwelt), selbst bis zu der tiefsten Erforschung ihrer Gegenstände, mit

nichts als Erscheinungen zu tun haben' (A 62). Dagegen folgt, solange lediglich die transzendente Idealität des Raums und der Zeit bewiesen ist, nicht: 'Was es für eine Bewandnis mit den Gegenständen an sich und abgesondert von aller dieser Rezeptivität unserer Sinnlichkeit haben müsse, bleibt uns gänzlich unbekannt' (A 59, vgl. A 393). Ebenso wenig folgt lediglich deshalb, weil 'Raum und Zeit bloß subjektive Bedingungen aller unserer Anschauung sind', daß sich 'niemals das Mindeste von dem Dinge an sich selbst sagen lasse, das diesen Erscheinungen zum Grunde liegen mag' (A 66). Undurchsichtig endlich bleibt innerhalb des Gedankenkreises der transzendentalen Ästhetik die diesen kategorischen Absagen widerstreitende, auch in dem eben zitierten 'mag' angedeutete Behauptung, daß die Beschaffenheit des Objektes 'unangesehen der Art, dasselbe anzuschauen, eben darum jederzeit problematisch bleibt' (A 55).

Damit sind die Andeutungen erschöpft, welche die Ästhetik über die 'transzendente Frage nach der Beziehung der Vorstellungen auf ihren Gegenstand . . . , das transzendente Objekt' (A 63), d. i. über das Verhältnis der Erscheinungen zu den Dingen an sich, und damit über die Voraussetzung wirkender Dinge an sich für den transzendentalen Idealismus enthält. Zugleich ist das Problem vorbereitet, wie wir denn zu einer Setzung, und wie weit wir etwa zu einer Erfassung der Beschaffenheit der Dinge an sich durch das reine Denken kommen können, durch das Denken also, soweit es von der Einschränkung durch die Sinnlichkeit frei bleibt. Es ist zahllose Male erörtert, daß auch in der transzendentalen Logik und der Methodenlehre, sowie in den Prolegomenen (vgl. S. 29 f.) eben diese von vornherein divergierenden Wege zur Lösung des Realitätsproblems gewiesen werden. Wie sich diese Wege kreuzen und vereinigen, war oben wiederholt andeutend in Betracht zu ziehen, ohne daß deutlich werden konnte, wie Kant sie zu dem gleichen Ziel zusammenzuführen weiß. Nur so viel wurde klar, daß sie alle auf die praktische Vernunft, die ja ein und dieselbe ist wie die theoretische (S. 58), hinzielen. Die Kritik der praktischen Vernunft muß also die Idee bieten, welche die Verschlingungen dieser Wege erst verständlich macht.

Zu einer Aufhebung der realistischen Voraussetzung aber kann die Theorie der Sittlichkeit auf keine Weise führen. Die Voraussetzung des transzendentalen Idealismus muß in der Beziehung des empirischen Objekts zum transzendentalen, des Phänomenon zum Noumenon und der empirischen

zur intelligibelen Kausalität erhalten bleiben. Es kann ebenso nur ein trüglicher Schein sein, daß diese Voraussetzung im Sinne Kants eine 'transzendente Hypothese' sei. Denn 'die Ausdehnung der Prinzipien möglicher Erfahrung auf die Möglichkeit der Dinge überhaupt ist ebenso wohl transzendent, als die Behauptung der objektiven Realität solcher Begriffe, welche ihre Gegenstände nirgend als außerhalb der Grenze aller möglichen Erfahrung finden können. Was reine Vernunft assertorisch [d. h. hier: als gewiß] urteilt, muß (wie alles, was Vernunft erkennt) notwendig sein, oder es ist gar nichts' (A 809). Dies beweist die Grundlegung der Kritik der praktischen Vernunft. Das würde, wenn diese uns fehlte, aus der Entwicklung der Kantischen Problemstellung abgeleitet werden können, und müßte, würde auch diese Quelle versagen, aus der Kritik der reinen Vernunft selbst herausgelesen werden, falls sie nicht 'eher für das Werk des sonderbarsten Zufalls als für das eines Kopfes gehalten werden soll'. Es war nicht historisches Verständnis, das Fichte diese Worte eingab, um seine, von Kant energisch abgelehnte idealistische Deutung der Kritik der reinen Vernunft zu rechtfertigen. Es war der Ausdruck für den folgenreichsten der Fortbildungsversuche, die von dem inneren Zwiespalt, sowie von der eindringenden Wirksamkeit der Kantischen Gedanken Zeugnis ablegen, und eben deshalb die historische Deutung des spekulativen Kritizismus erschweren.